



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 1/2

12. Jahrg.

April/Mai 1932

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).

Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Eintritt der Neuen.

Ostern ist bei uns, was in der Natur Herbst und Frühling bedeuten. Das im gewissen Sinne Entwickelte, Reife verläßt uns, das Unfertige, Knospende tritt neu herein. — Sie kommen je nach Art und Erziehung schüchtern, sicher, vorlaut. Je wärmer es zu Hause war, desto kühler empfinden sie das neue Leben zunächst. Heimlich quillt auf und füllt die stillen Stunden mit Verlassenheit. Bei diesem, weil er echt zur Treue fähig ist und darum sich selbst wie in einer Art von Vorwurf sieht. Bei jenem zeugt die anfängliche Ungeschicklichkeit, sich unter andern gebührend zu behaupten, die schmerzliche Sehnsucht nach dem trauten Kreis, wo der Tag weniger verlangte. Ein anderer, gewöhnt an zu viel Erfüllung seiner Wünsche und zu wenig gestört in der gefährlichen Selbstzufriedenheit, so etwas wie ein Mittelpunkt zu sein, will es nicht ertragen, daß er seinen heimlichen Thron nicht mitnehmen konnte. Aber sie alle führt der Anspruch des Tages, der frische Atem gemeinsamer Jugendlichkeit in die von Ordnung, Regel und Hausgeist bestimmte Bahn. — Am schwersten haben es die, die da selbstgefällig hofften, daß sie gleich etwas bedeuten werden. Sie stoßen empfindlich auf jenes Urkonservative, in dem jede menschliche Gemeinschaft ruht, die gesund ist und an sich glaubt. Es ist die ewige Zurückhaltung, die im Kleinen wie im Großen dem homo novus begegnet, bis er durch Verhalten und Gesinnung bewiesen hat, daß er ein homo purus et strenuus ist.

Freude an der Arbeit.

Von Kurt George (Oranien 1925—30).

Vor einigen Tagen, es war noch nicht 6 Uhr, der Chef, ein kleiner, vornehmer Herr im grauen Haar, vor dessen Tüchtigkeit nicht wenige den Hut ziehen, und ich stehen im Kunstdüngersehuppen: „Hier schwefelsaures Ammoniak! 150 Ctr.“ — Ich überschlage rasch den Abgang, wonach der Haufen 160 Ctr. enthalten mußte, er wendet sich mir zu, spürt wohl meine Nichtzustimmung: „Mehr?“ „Ja wohl.“ „Na denn, es können auch 160 Ctr. sein. Also, Sie nehmen sich 8 Mann und streuen auf Schlag 4 je 1 Ctr. pro Morgen; der Schlag ist 130 Morgen groß, bleiben 30 Ctr. übrig, die kommen später auf den Keil hinter dem Landweg.“ „Ja wohl.“ Er dreht kurz rum und geht etwas steif, auf den Stock gestützt, die linke Hand auf dem Rücken durch das in der Morgensonne so große Schuppentor.

Ich will nun nicht eine genaue Beschreibung des Düngerstreuens geben. Wer es kennt, wird mich verstehen, und wer es nicht kennt, der soll es hier auch nicht lernen. Es gehört bestimmt nicht zur Allgemeinbildung eines Stadtmenschen, wenn er weiß, wie man es aus einer Schürze mit der Hand anstellt, daß auf 2552 qm 100 Pfund pulverigen Beuges lediglich gleichmäßig verteilt fallen.

Der gute Schlag 4 bietet schon durch seine Form mehr Schwierigkeiten als manch anderer, will sagen, als ein rechtwinkliges Feldstück. Bei letzterem ist es nicht so schwierig. Da läßt man denn bei passender Tiefe des Schrages und Richtung des Windes so und soviel Schippen mit Kunstdünger in die Schürze nehmen im Verhältnis zum Abstand von einem Streuer zum anderen und zur Stärke des Windes und braucht bloß zu sagen: „So, nun tippelt man hübsch von diesem Ende zum anderen, kommt zurück, nehmt wieder soviel Kunstdünger, und dann so weiter“ — und dann kann man sich selber unterm nächsten Busch einem ruhigen Schlummer hingeben oder sich hier ohne Pflichtverfümmnis geruhamen Gedanken und Beobachtungen widmen.

Schlag 4 bildet aber ein schiefes Fünfeck. Bei jedem Schritt vorwärts oder rückwärts ändern sich die Entfernungen, es entstehen Keile und Winkel. Man muß da helfen, indem man passende Klöße abtritt. Die Strecke, die ein Mann beim Kauf- und Runtergehen zurücklegt, muß immer die gleiche sein, ebenso wie die Menge Dünger für jedesmal nun immer die gleiche bleiben muß, d. h. wenn der Abstand zum Nebestreuer sich nicht verändert. Das richtet sich nach dem Wind. Bei starkem Wind fliegt das Pulver natürlich weiter und umgekehrt.

Weiter ist Schlag 4 sehr hügelig. Man muß auf den Wurf der Leute aufpassen. Gehen sie im Tal und werfen gegen den ansteigenden Berg, dann muß der Wurf höher ausgeführt werden, dementsprechend umgekehrt. Meistens stößt sich der Wind in den Bergen, wobei hier noch der angrenzende Wald mitsprach, abgesehen davon, daß sich im Laufe eines Tages die Windrichtung voll-

kommen ändern kann — Radfahrer werden das kennen —. Jedenfalls mußte ich an dem Tage den Kurs der Leute mehrere Mal ändern.

„Nur keine Fehlstellen — !“ höre ich immer noch meinen ersten Chef brummen.

Hierher gehört auch ein sorgfältiges Ansprechen des Bodens, ob arm ob reich an organischer Zusammensetzung. Das ist ja der Unterschied zwischen Handstreuen und Maschinenstreuen. Die Maschine verteilt alles gleichmäßig, während ich mit der Hand in der Lage bin, dem armen Boden mehr an künstlichen Nährstoffen zuzuführen als dem reichen.

All' das sind Dinge, über die kein Landwirt spricht, weil es selbstverständlich ist. Will man es aber gewissenhaft ausführen, so kann man sich bestimmt nicht — unterm nächsten Busch legen.

So ging es auch mir. Warm war es, und lockeres Pflugland ist kein Asphalt. Trotz alledem und seiner elfstündigen reinen Arbeitszeit ging der Tag so schnell um. Je später es wurde, je besorgter fiel mein Blick auf die Uhr. Wußte ich doch, der Chef erwartet, daß ich den Schlag fertig mache; dabei sind 130 Morgen für 8 Mann kein Pappenstiel. Aber das war nicht meine größte Sorge. Ich kenne meine Leute. Wenn es mal sein soll, denkt keiner an den Feierabend. Daß mich dann aber diese für den Chef geleistete Arbeit eine Flasche Schnaps, den üblichen Eiter, kostet, will ich auch erzählen. Ueber Besper lief ich rasch auf den Hof, ließ den letzten Kasten einschippen und besah mir vor allem die restlichen 30 Ctr. Man braucht keine großen Detektivveranlagungen zu haben, um jetzt schon zu wissen, wie diese Schätzung ausfiel. Natürlich! Aber ich hätte nicht „Freude an der Arbeit“ geschrieben, wäre ich nicht nach ehrlichster Schätzung bei der Zahl 30 gelandet. Nun kam es noch darauf an, daß der letzte Kasten alle würde und reichte. Wie es überall im Leben und jetzt an manchen Stellen besonders deutlich sichtbar ist, mit den vielen Köpfen . . ., so war auch die Ansicht meiner Männer darin teilweise ganz entgegengesetzt. Bis ich endlich nach nochmaligem Abschreiten des Feldstückes und Schätzen des Düngers die Debatte schloß: „Es wird ebenso stark weitergestreut! Zum Schluß werden wir es ganz genau sehen.“

Und wir sahen es, wie es stimmte. Daß nun jeder der Männer vor einer Stunde diesen Ausgang prophezeit haben wollte, hörte ich mir nicht lange mit an, sondern ging langsam nach Hause, durch den Feierabend. War müde und frisch zugleich. Münchhausen schreibt, wenn auch in anderer Beziehung „ . . . und ein Lachen lag mir im Blute . . .“ Das glaubte ich wieder zu fühlen. Nicht zum ersten und bestimmt auch nicht zum letzten Mal. Denn solche Tage sind häufig in der Landwirtschaft. Es ist schön, etwas geleistet zu haben. Mit diesem Gedanken betrat ich den friedsame Ruhe ausströmenden Hof. Unwillkürlich hatte ich Leistung statt Arbeit gesetzt, aber es ist Arbeit, so werden es alle ansehen, eben das: keine Schuldigkeit getan zu haben. Und ich berichtigte meine Gedanken unter der Ueberschrift: „Arbeit“, aber die „Freude“ lasse ich stehen.“

Aus „Die Reise ins Innere“.

Von Kurt Heuser (Wettin 1919—22).

Aber ich denke nicht daran, von hier fortzugehen. Die Einsamkeit ist zwar schwer zu ertragen, viel, viel schwerer, als ich wußte. Die eigentliche Marter meines Zustandes ist die, daß ich nichts zu tun habe. Ein Mann wie ich, und ist es überheblich, wenn ich sage: Jeder Mann braucht seine Arbeit; in ihm wirkt der gestaltende Trieb der Natur, den ich überall, im Größten wie im Kleinsten, lebendige Formen hervorbringen sehe, die Gestirne, die ich, nachts im viereckigen Hofe liegend, betrachte, wie die kristallene Blüte eines zufällig gefundenen Steins, welcher doch der anorganischen Welt angehört. Und über das Leben selbst nachzugrübeln ist eine vollkommen überflüssige Sache; besser, man hat einen Hobel und macht ein Brett, dann hat man seinen Zusammenhang mit der Welt und braucht nicht zu fragen. Auch das kann eine Art sein, Metaphysik zu treiben, es geht auch ohne den Hochmut des Geistes. Es gibt immer nur eine Weise, das Richtige zu tun. Soll dem Bauer, der nur seinen Acker bestellt, das ewige Leben weniger gewiß sein als einem Spinoza, der die alles durchdringende göttliche Substanz in allen Dingen erkannt hat? Seltsame Vorstellung, daß im Reiche der Urbilder andere Gesetze gelten sollten als im Diesseits, in dem wir uns beheimatet fühlen durch die Fähigkeit unserer Sinne, daß dort zum Beispiel die Schwerkraft aufgehoben sei; sie ist um nichts weniger lächerlich als die genaue Beschreibung und Geographie der Hölle, die ein Pfaff aus Münster herausgegeben hat. Der Weg zur Erkenntnis führt mit den Mitteln treuer Beobachtung und folgerichtigen Denkens nur über die Wirklichkeit, nur durch die Sinne zum Sinn. Auch Magie ist nichts anderes, ist nicht Denkfaulheit; aber sie setzt die Tatsache des Geistes, die der Wissenschaftliche erst beweisen möchte, ja, das Wunder setzt sie voraus; aber das Leben hat nun mal eines. Wir haben sie so ziemlich verlernt, und so kommt es, daß wir die Materie heut besser beherrschen als je eine Menschheit vor uns, aber die Seele ist ein von uns unentdeckter Kontinent, und was wir, etwa durch die Psychoanalyse, von ihr wissen, entspricht etwa jenen phantastischen Landkarten, wie man sie im fünfzehnten Jahrhundert malte; es ist sogar zu vermuten, daß frühere Menschen besser über ihre Landschaften, Steppen, Wälder, Gebirge Bescheid wußten als wir, mindestens einzelne, und daß sie, so klug, auch ohne Maschinen und Sendestationen das Leben meisterten. Wir aber spotten der Religionen und ahnen nicht, welche unerhörte Kraft in einem Gebet war zu einem Gott, an den man wirklich glaubte. Wenn aber das große Schicksal über uns kommt, dann stehen wir hilflos da mit all unseren Apparaten und wissen nichts Besseres mit ihnen anzufangen, als womöglich die ganze Welt mit ihnen zu zerstören. Ist es nicht so, daß wir, trotzdem schon viele Weise auf

Wir hatten schon einmal mit freundlicher Genehmigung des Verlages S. Fischer eine Stelle aus dem Roman „Die Reise ins Innere“ gebracht. Damals wählten wir sie so aus, daß besonders die Kunst der sprachlichen Gestaltung sichtbar werden konnte. Der heutige Text aus dem Schlußkapitel zeigt mehr etwas von den gedanklichen Grundüberzeugungen des Buches.

Die Red.

der Erde gelebt haben und die vielfältigen Dinge des Lebens für uns bis an ihr unbarmherziges Ende gedacht, alles falsch machen, statt glücklicher, immer unglücklicher werden und immer wieder von vorne anfangen müssen? Und dies durchaus nicht, weil es uns so vorgegeschrieben sei, denn es gibt in der Natur durchaus nicht nur, wie so oft von den Halbeschwärzern behauptet wird, den Kampf, sondern auch die Hilfe und die Freundschaft.

Nein, es ist nichts anderes, als daß wir immer von neuem dem Chaos unterliegen — weil wir ihm zutiefst unterliegen wollen. Dieser selbe Trieb ist es, der die Völker in Kriege heßt, sich zu zerfleischen, und sie wissen nicht warum, derselbe, der uns den Tod und die Auflösung ersehnen läßt in unseren schwachen Stunden, in denen die Nacht gierig über unser armes gequältes Herz hinauszuwachsen scheint, derselbe, der uns lügen heißt, wehtun und ungeprüfte Dinge richten, die wir nachher nicht zu rechtfertigen wissen: Der Wille zur Selbstvernichtung ist es, vor dem wir stets auf der Hut sein müssen.

Aber leben heißt, wenn auch mehr auf der Seite der Schöpfung, gegen das Chaos stehen. Das ist eine einfache, vielleicht eine afrikanische Philosophie, aber sie hat manchen anderen voraus, daß sie brauchbar ist. Vielleicht ist es nicht unbedingt nötig, sich das alles so bewußt zu machen, obschon wach sein besser als träumen ist und träumen besser als nicht sein, und manch einer weiß das alles ohne Wort und von der Wurzel her. Aber es gehen verdammt viele vor die Hunde, und viele Seelen erleben ihren Untergang, namentlich in der fernen Zone, wo nicht namenlose Kräfte der Heimat das Dasein heimlich speisen und erneuern. Dies Auf-dem-Posten-Stehn gegen Uebermächte ist schwer, es kann nichts schaden, einen Schutzwall der Gedanken gegen die andringenden aufzuwerfen.

Ja, nun war er endlich so weit, sich nach Menschen zu sehnen, seiner Art freilich, denn Neger waren ja da, aber zu ihrer Welt führt keine Brücke, sie vermögen es nicht, das Gefühl der Einsamkeit von ihm zu nehmen.

Nun hätte er alles dafür getan, mit einem Manne ein Freundesgespräch führen zu können, oder er malte sich zu seiner Dual aus, wie es wäre, in einem Landhause am Kamin zu sitzen und nach einem guten Mahl bei der Zigarette leicht zu plaudern, während es draußen regnet, oder auf der Terrasse bei der Pflirschbowl zu scherzen — Bilder aus einem heiteren Europa, wo es die Leute besser haben, als sie wissen; er spielte dieses Spiel mit Leidenschaft, er besuchte, festlich gestimmt, die Oper und nahm seiner Dame vorsichtig das Abendcape ab und legte es über die rote Brüstung der Loge; er stapfte allein auf Skiern ins Gebirge und genoß die Vorfreude der Abfahrt; er lag faul auf einer Sommerwiese und ließ sich von einer Sonne bescheinen, vor der man keine Furcht zu haben brauchte, die nur wärmte und bräunte; er hielt mit dem Wagen vor einem Bauernhof, redete mit den Alten über das Wetter, forderte und bekam kalte ungekochte Milch; er flog mit dem Flugzeug über eine hügelige, sanft bewaldete Landschaft, die Städte unter ihm hatten rote Dächer, und er landete in der Nähe eines Sees, in dem er schwimmen wollte; er roch den Backstübenduft süddeutscher Städte und hörte das Rauschen der Brunnen, von

denen auf jedem Platz einer stand; er trat in Kirchen ein, die auch nachts offen standen, und ruhte sich aus vor holzgeschnitzten Madonnen. Er trieb, einer unter vielen, mit der Menge, die zum Festplatz drängte, die Alleen hinab, er irrte durch alle Stockwerke eines großen Warenhauses, um einen Lampenschirm für sein Arbeitszimmer zu kaufen, er schmökerte in stillen Bibliotheken, saß auf hohen Stühlen vor einer Bar, trieb sich auf Bahnhöfen, in Museen, auf Rummelplätzen herum, — oh, er fand in den Schatzkammern der Erinnerung Werkstoff genug, sich eine Glückswelt aufzubauen; und doch gibt es eine viel einfachere Bezeichnung für diesen Zustand: Er hatte Heimweh nach Europa, wenn er sich es auch nicht gestand.

Ein Nervenzusammenbruch? Die Krise eines allzu hart gespannten Willens, auf den er sich bisher hatte verlassen können? Nein, nur ein Beweis dafür, daß der Mensch nicht ohne andere Menschen leben kann und daß er für sich allein nichts ist. Wer von denen, welche die Einsamkeit preisen, weiß denn schon, wie sie ist; wenn sie einmal sechs Wochen ihr Café gemieden oder gar ihre Ferien fern vom Betrieb in einem Fischerdorf verbracht haben, glauben sie schon Bescheid zu wissen. Natürlich, es kann sich einer auch in der großen Stadt verlassen fühlen; aber das ist etwas ganz anderes; der Staat hat doch Straßen für ihn asphaltiert, auf denen er bequem gehen kann; und wenn er vor Müdigkeit zusammenbricht, wird er auf eine Unfallstation gebracht, wo man sich zumindest nach seiner Adresse erkundigt; er hat doch jederzeit die Möglichkeit, in seiner Sprache ein paar wenn schon belanglose Worte zu wechseln; mit einem Kellner oder einem Schaffner oder einem Kinde; er braucht doch bloß die Nähe der Menschen zu wollen, so wird er sie schon finden; wenn es auch oft genug ungerecht zugeht, es ist doch alles eingerichtet und die Wahl, ob er öffentlich oder privat leben will, bei ihm selber.

Er wird, ohne darum zu wissen, täglich von Hunderten von Eindrücken gespeist, die ihm allein aus dem körperlichen Zusammensein mit so vielen Mitbürgern zufließen, aus Bildern, Tafeln, Inschriften, Zeitungen, Gesprächsfezen, auf der Treppe, auf der Straße, in der Bahn, überall; um ihm herum ist Lärm, ist Licht, Röntgenstrahlen der Neugierde, er kann nichts tun ohne Beziehung; vielleicht entsteht in ihm, der müde davon wird und Ruhe will, der Wahn, er könne ohne das alles auskommen; und er kann es, gewiß, für eine Weile, die nicht zu bestimmen ist, denn sie hängt von seiner Fähigkeit ab, Kräfte aufzuspeichern, vom Grade seiner Lebendigkeit, von seiner Religion, seinem Lebensalter; aber wohl keiner länger als ein Jahr, ohne auf irgendeine Art verrückt zu werden. Denn die wahre, die vollkommene Einsamkeit als körperlicher Zustand, die ja von Europäern dieses Jahrhunderts nur selten erlebt wird — aber dennoch ist es die, welche Snobs und Propheten meinen —, ist vielleicht die gefährlichste Lage, in die ein geistiger Mensch geraten kann; womit nicht gesagt sei, daß ein ungeistiger sie besser ertrüge, meist im Gegenteil, nur merkt er die Zeichen nicht so: das Nachlassen des Willens, das Wachsen der Gleichgültigkeit, Faulheit, Schlafsucht, Bereitschaft der Phantasie, sich an minderwertigen Dingen zu berauschen, Opfer jeder ungefähren Traurigkeit zu

werden wie jeder ungefähren Lust, Erregbarkeit noch durch jeden Fetisch, aber schon das Stumpfwerden der Sinne, Wahllosigkeit und endlich das langsame Sterben des menschlichen Gefühls. — Schlimm aber, wenn man alle diese Symptome an sich beobachten muß wie ein Arzt, der vergiftet worden ist und nun den kühlen Tod von den Gliedern aus zum Herzen dringen spürt und der die Mittel zwar weiß, die ihn retten könnten, sie aber nicht hat; in dieser Lage befand sich Teronimo.

Das Mittel, das er brauchte, waren Menschen.

Das Friedrich-Karl Schulze-Wettturnen.

Alljährlich findet vor Ostern an unserer Schule ein Wettturnen statt. Es trägt den obigen Namen in dankbarer Erinnerung an Friedrich-Karl Schulze (Babenberg 1911—15), der als Leutnant am 31. X. 1916 auf dem Schlachtfelde im Osten fürs Vaterland gefallen ist. Sein Vater vermachte der Schule eine Gedächtnis-Stiftung mit der Bestimmung, den jährlichen Zinsertrag für Preise in einem Wettturnen zu verwenden. So eifert denn die turntüchtige Jugend aller Klassen, und der Name des Toten grüßt Jahr um Jahr die jungen Kameraden in der Turnhalle und im Festsaal, wo zuletzt die Preisverkündung vor der ganzen Schule erfolgt.

In jeder der 4 Altersgruppen erhielten die 3 besten Turner Bücherpreise. Darunter waren folgende Heimler:

- | | |
|---------------------|---------------------------------------|
| Gruppe I, 2. Preis: | Georg-Wilhelm Hempel, Abiturient. We. |
| „ II, 2. „ | Otto von Sichel, UII rg. Dr. |
| „ III, 3. „ | Dietrich Hoerning UIII rg. Va. |
| „ IV, 1. „ | Wolfgang-Dieter Schmidt, Dr. |
| 2. „ | Ulrich Methner Va. Wit. |
| | Horst Schander Vb. Dr. |
| 3. „ | Knut-Alfred Trautmann Vb. Dr. |



Monatschronik



Schulferien 1932-33.

Pfingsten: Do. 12. Mai bis Di. 24. Mai.

Sommer: Do. 30. Juni bis Fr. 5. August.

Herbst: Fr. 30. September bis Do. 13. Oktober.

Weihnachten: Do. 22. Dezember bis Do. 5. Januar.

Schluß des Schuljahres: Di. 4. April.

Hierbei bezeichnet jeweils das erstere Datum den Reisetag in die Ferien, das letztere schon den Tag des Schulbeginnes, die Rückkehr ist also am Tage vorher.



Die alten Kameraden



Bernhard Schaafhausen (Astanien 1911—14) und Frau Sutta, geb. Frein von Ketelhodt, zeigen die Geburt einer Tochter an. (Berlin-Steglitz, Forststraße 6.)

Erich Schulz (Staufen 1910—14) und Frau Hilde, geb. Säneck-Hammer, geben Nachricht über die Geburt ihrer Tochter Ingeborg.

Dipl.-Ing. Baron Gert Zoega von Manteuffel (Babenberg 1916—20) und Baronin Liselotte Zoega von Manteuffel, geb. Eggers, teilen ihre Vermählung mit.

Günther Fehrmann (Wittelsbach 1918—22) und Frau Edith, geb. Dahlemann, geben ihre Vermählung bekannt.

Hellmut Prehll (Burgund 1915—24) hat sich verlobt mit Fräulein Waldtraut Ribbentrop. (Rittergut Dübzow bei Zeitlitz, Bezirk Stettin.)

Hans-Gerd Middeldorf (Zähringen 1916—23) hat sich vermählt mit Frau Ursula Middeldorf, geb. Krampe.

Herbert Middeldorf (Zähringen 1917—24) promovierte an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin zum Dr. agr.

Dieter Mücke (Burgund 1920—27) bestand im April im Landwirtschaftsministerium den Forstreferendar.

Harald von Arnim (Oranien 1920—24) hat im März in Berlin die Große forstliche Staatsprüfung abgelegt und ist zum Forstassessor ernannt worden. (Rittergut Burow, Post Menz, Kr. Ruppin.)



Mitteilungen



Wir erlauben uns, daran zu erinnern, daß die Jahresbeiträge für die Dahlemer Blätter noch vielfach ausstehen.

Postcheckkonto:

Berlin 352 21 Dr. W. Köhler (Dahlemer Blätter).

Auch jeder kleinere Beitrag hilft uns, die Weiterführung der Blätter zu ermöglichen.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 2/3

12. Jahrg.

Juni/Juli 1932

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Köhler (Dahlemer Blätter).

Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Unsere neuen Physikräume.

Von Studienrat B. Buetow.

Als ich Ostern 1930 an das Arndtghymnasium kam und mir die Physikräume ansah, bekam ich einen Schreck. Die Unterbringung der Sammlungschränke, der Arbeitstische und der Sammlung selbst war „Raumkunst“. Kein Fleckchen, wo noch irgendetwas hingestellt werden konnte. Wie sollte man dort arbeiten können, wenn man durch die schmalen Gänge kaum an die Apparate heran kam, wie Ordnung halten, wenn in den Schränken die Apparate — darunter auch sehr gute — übereinanderstehen mußten!

Ein schwacher Trost war vorhanden: es sollte umgebaut werden. Eine alte Ueberlieferung berichtete von Zeiten, wo zum jetzigen Physikreich noch zwei weitere Räume gehört hatten. Eine Wiederherstellung dieses sagenhaften Zustandes war jedoch nicht in Aussicht genommen. Nicht weil es an gutem Willen fehlte. Der Platz war einfach nicht zu schaffen, da der eine Raum als Klassenzimmer nicht zu entbehren war. So half man sich und schenkte der Physik zunächst noch einen Flur, der mit einer richtigen Tür abgeschlossen wurde. So haben wir jetzt einen Sammlungsraum von 6×9 qm (statt früher $6 \times 3\frac{1}{4}$ qm) und einen 19 m langen Flur (statt 10 m).

In diesem Raum hatten wir uns einzurichten. Einer unserer wesentlichsten Wünsche war eine neue Schalttafel. Mit der alten zu arbeiten war nicht leicht. Sie war zu unübersichtlich, die Gleichstrommaschine leistete nicht genug, und

eine Verwendung des Wechselstroms im Unterricht war nicht gut möglich. Die neue Schalttafel war Herrn Schäffers besonderes Sorgenkind. Es läßt sich kaum beschreiben, wie schwer es ist, Baubehörden und besonders elektrotechnische Firmen dazu zu bekommen, Wünsche und eigene Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Firmen haben ihre normalen Schalttafeln, im gewissen Sinne Serienarbeit; will man sie anders haben, dann versuchen sie immer, einen davon zu überzeugen, daß es auf Grund irgendwelcher Vorschriften verboten wäre, es gerade so zu machen, wie man es wünscht. Und Herr Schäffer hatte viele Wünsche und eigene Ideen. Beide Seiten haben nachgegeben, und so ist doch vieles verwirklicht worden. Wir haben regulierbaren Wechsel- und Gleichstrom bis 150 Volt und Drehstrom von 110, 150, 220 Volt ferner als Glanzstück eine Gleichstrommaschine, die eine Spannung von 2000 Volt liefert. Ich will mich nicht hierbei in technische Einzelheiten verlieren und dafür lieber noch von der weiteren Ausgestaltung berichten. Im Unterrichtszimmer gab es neue Bänke und einen neuen Experimentiertisch. Die rätselhafte Tür hinter der Tafel wurde durch einen Wandschrank ausgefüllt, und die freien Wände erhielten Tafeln. Für die Sammlung erhielten wir vier neue Schränke — die Apparate können jetzt nebeneinander stehen — und im Flur wurde uns eine Drehbank mit elektrischem Antrieb aufgestellt. Da beim Bau gut gewirtschaftet worden war, war noch Geld für Apparate übrig geblieben. Unter anderem erhielten wir eine rotierende Luftpumpe mit Motorantrieb und dazu eine Diffusionsluftpumpe, wie sie ein Universitätsinstitut auch nicht besser haben kann. Ein anderer Wunsch konnte mir persönlich auch erfüllt werden: eine Dunkelkammer wurde geschaffen und ein guter Vergrößerungsapparat gekauft.

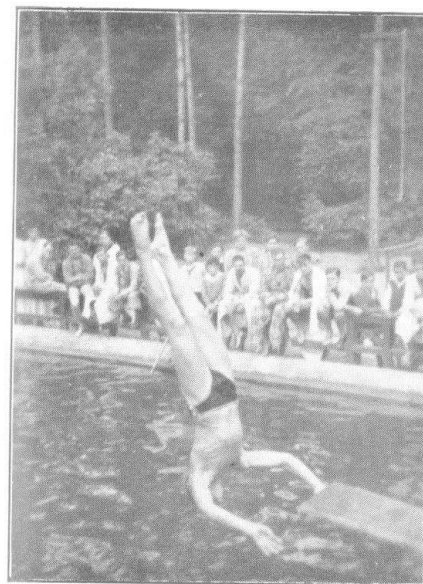
Zum Schluß will ich noch von einer Anlage berichten, die wohl keine andere Schule besitzt. Wir haben sie der Vermittlung und tatkräftigen Hilfe unseres ehemaligen Schülers Gottfried Daimler zu verdanken. Wir besitzen eine hervorragende Röntgeneinrichtung. Dazu gehört ein Transformator, der auf rund 100 000 Volt transformiert, ein Gleichrichter und die Röhre. Die Röhre allein kostet sonst 450,— *RM*. Ich will den Preis der Anlage lieber nicht nennen, er ist so niedrig, daß man fürchten muß, damit den Neid der Götter herauszufordern.

Wenn wir jetzt die finanzielle Lage des Staates sehen, freuen wir uns doppelt, daß wir so viele Wünsche erfüllt bekommen haben, ehe es dafür zu spät war. Aber der eine Wunsch, das Praktikumzimmer für Arbeitsunterricht, konnte uns nicht erfüllt werden. Wir haben die Tür zu diesem Zimmer nicht zumauern lassen; möge es ein Symbol sein.

Der Dank für das Erreichte gebührt außer den vorgeetzten Behörden vor allem Herrn Direktor Dr. Rappus und Herrn Schäffer.



Letzte Vorbereitungen zum 100 m Lauf auf dem Mittelweg.



Kunstspringer und ...



... ihre Zuschauer.

Unser Sommersportfest am 18. Juni.*)

Ein wahrheitsgetreuer Chronist muß diesmal den Bericht um jene Erscheinung spinnen, die man Regen nennt, und das ging so zu. Am Vormittag floß es vom Himmel in stetigen Strippen, mitleidlos stundenlang. Gegen Mittag waren einige trockene Kunstpausen eingelegt, aber gegen 5 Uhr schien die letzte Aussicht zu schwinden. Man blickte in den Himmel mit blöder Resignation, mit leidenschaftlichem Bedauern, mit verböhrttem Hoffen. Gegen 6 Uhr begann es sich aufzuklären und richtiges Blau erschien. Die Regie entfaltete stürmische Latkraft, die Parolen flogen. Um 7 Uhr schmetterte die Dorfkapelle, als wenn den ganzen Tag Sonne geschienen hätte. Gäste kamen, Eltern und besonders viele „alte“ Dahlemer, die nicht hatten glauben wollen, daß bei uns das Sommersportfest verregnen könne. — Nun ging es los. Das wieder sorgfältig vorbereitete Programm faltete sich aus in historischer Reihenfolge und stets neuem Zauber vom ersten Wettlauf auf der Spielwiese bis zum letzten Kopfsprung ins Wasser des Badebeckens. Wolken kamen inzwischen herauf, doch sie drohten nur. Als es am Schluß beim Fackelzug wieder zu tröpfeln begann, da war es so, wie wenn die letzte Garbe kurz vor einsetzendem Regen durch das schützende Scheunentor gefahren wird. Die Freudenernte war geborgen, und sie war besonders schön, weil sie ein Geschenk nicht mehr erwarteter Wettergnade war.

B. W.

Ergebnisse der Sommerwettkämpfe des Heims 1932.

I. Wettkämpfe der Häuser.

1. Der Häuserfünfkampf (Hauptwettkampf).

(Durchschnittspopfleistung)

1. Wittelsbach	97,46
2. Staufen	96,37
3. Babenberg	90,22
4. Oranien	86,67
5. Burgund	86,64
6. Zähringen	77,12
7. Wettin	74,40
8. Asfanien	67,50

Demnach erhielt Haus Wittelsbach den ersten Wanderpreis des Heims und Haus Staufen den zweiten Wanderpreis des Heims. Das Haus Babenberg erhielt eine Ehrenurkunde.

*) Ausführliche Berichte über diesen Festtag, den Abschluß und Höhepunkt unserer sommerlichen Wettkämpfe, haben wir in den vorigen Jahren gegeben.

2. Die Häuserstaffette auf der Spielwiese.

(2 aus Gruppe C, 2 aus B, 3 aus B oder A.)

Es gingen durchs Ziel als erstes Haus: Staufen,
 „ zweites „ Wittelsbach,
 „ drittes „ Dranien.

Die beiden ersten Häuser erhielten Urkunden.

3. Die Häuserstaffette im Schwimmen.

(Die 4 besten Schwimmer jedes Hauses.)

1. Haus Staufen,
2. Haus Burgund,
3. Haus Zähringen.

Haus Staufen erhielt den neuen ersten Schwimmwanderpreis des Heims, nachdem es den alten im vorigen Jahre nach dreimaligem Siege endgültig erworben hat. Haus Burgund erhielt eine Urkunde.

4. Handballwettkämpfe.

In den Kämpfen der einzelnen Häuser gegeneinander hat Haus Staufen den ersten Wanderpreis der Dahlemer Blätter gewonnen.

Im Handballspiel der „Auswahlmannschaft“ aus allen Häusern siegte die Ostgruppe mit 12 zu 6 Toren über die Westgruppe.

Schwennicke (Sta.)				
Müller (Dr.)		Sinz (Sta.)		
Büchting (Sta.)		Schlabig (Dr.)	v. Mizlaff (Zä.)	
Belz (Sta.)	Nomber (Sta.)	Langenbeck (Sta.)	v. Knobelsdorf (Zä.)	v. Eichel (Dr.)
v. Behr-Negendand II (Bu.)		Lehr (Bu.)	v. Borcke (Bu.)	v. Kleist (Bu.)
Müller-Hauff (Bu.)		v. Behr-Negendand (Bu.)		Frhr. v. Schnurbein (Bu.)
Frhr. zu Inn und Knyphausen (Bu.)			v. Berg (Bu.)	
v. Kardorff (Bu.)				

5. Im Faustballkampf erhielt Haus Astanien den ersten, Haus Staufen den zweiten Platz.

II. Ehrentafel der Einzelsieger.

1. Fünfkampf (Hauptwettbewerb).

Gruppe A (Oberstufe):

1. Paul Schwennicke	St.	132	Punkte
2. Walther Müller	Dr.	126	„
3. Werner Ritter	Wi.	122,5	„
4. Ernst von Kardorff	Bu.	113,5	Punkte
5. Jürgen von Borcke	Bu.	112,5	„
6. Ernst-Alchim Nomber	St.	112	„

Gruppe B (Mittelstufe):

1. Hans Hubert Lehr	Bu.	158,5	Punkte
2. Hans Joachim Richnow	Bu.	141	„
3. Hans Joachim Rothe	Wi.	136,5	„
4. Ernst Ludwig Jürges	Wi.	134	„
5. Dieter Hörning	Ba.	121	„
5a. Bruno von Büren	We.	121	„
6. Klaus Briske	Dr.	108	„

Gruppe C (Unterstufe):

1. Ulrich Methner	Wi.	110	Punkte
2. Albrecht Hörning	Ba.	96	„
3. Otto Befeler	Ba.	86	„
4. Eberhard Wachsmuth	St.	85	„
5. Günther Wellmann	Wi.	84	„
6. Bernhard Bardenheuer	Dr.	82,5	„
6a. Ulrich Brehmann	Ba.	82,5	„

2. Sonderwettbewerbe.

Gruppe A: Schleuderball:

1. Paul Schwennicke (St.) 41 m
2. Walter Müller (Dr.) 39,50 m
3. Jürgen von Borcke (Bu.) 39 m

Gruppe A: 1000 m Lauf:

1. Paul Schwennicke (St.) 2, 42, 6
2. Sven von Mizlaff (Zä.) 2, 45, 5
3. Werner Hoffmann (Zä.)
4. Hubertus Schlabig (Dr.)

Gruppe B: 1000 m Lauf:

1. Bruno von Büren (We.) 2, 54, 5
2. Hans Hubert Lehr (Bu.) 2, 59, 4
3. Klaus Briske (Dr.)

Gruppe A: Speerwerfen:

- 1a. Jürgen von Borcke (Bu.) 35,50
- 1b. Ernst-Alchim Nomber (St.) 35,50
2. Horst Werner Ritter (Wi.) 34,00
3. Dieter Sinz (St.) 33,50

Gruppe B: Speerwerfen:

1. Hans Hubert Lehr (Bu.) 33,50
2. Hermann Schmidt (Dr.) 33,00
3. Hanne Richnow (Bu.) 31,00

III. Schwimmwettkämpfe.

Gruppe A: 50 m Freistilschwimmen.

1. Dieter Sinz (St.) 33,9 Sek.
2. Alchim von Berg (Bu.) 42,2 Sek.

Gruppe B: 25 m Freistilschwimmen.

1. Gerhard von Berg (Bu.) 16,5 Sek.
2. Ralf Karlfried Wendt (Zä.) 16,8 Sek.
3. Hermann Schmidt (Dr.) 17,51 Sek.

Gruppe C: 25 m:

1. Ulrich Methner (Wi.) 27,6 Sek.
2. Ernst August Bünemann (Wi.) 28,3 Sek.

Gruppe A: 50 m Brustschwimmen.

1. Wolf Hubertus Schlabitz (Dr.) 43 Sek.
2. Dieter Sinz (St.) 45,1 Sek.
- 2 a. Wolfgang von Guttenberg (St.) 45,1 Sek.

Gruppe B:

1. Gerhard von Berg (Bu.) 44,3 Sek.
2. Hans Hubert Lehr (Bu.) 50,2 Sek.
3. Heinz Eberhard Cronmeyer (We.) 52,5 Sek.

Gruppe C: 25 m Brustschwimmen.

1. Ulrich Methner (Wi.) 26 Sek.
2. Ernst August Bünemann (Wi.) 29,2 Sek.

Gruppe A: 25 m Rückenschwimmen.

1. Gerhard Langenbeck (St.) 21,5 Sek.
2. Wolfgang von Guttenberg (St.) 22,1 Sek.
3. Maximilian von Knobelsdorf (Zä.) 23,4 Sek.

Gruppe B:

1. Gerhard von Berg (Bu.) 22,1 Sek.
2. Hans Hubert Lehr (Bu.) 23,8 Sek.
3. Eberhard von Lochoiv (Ba.) 25,3 Sek.

Gruppe A: Kunstspringen.

1. Karl Heinrich von Behr-Regendanz (Bu.)

Gruppe B:

1. Wolfgang Ammann (Wi.)
2. Hans Joachim Kothe (Wi.)

Gruppe A: Kopfweitsprung.

1. Paul Lutterbeck (We.) 16,50 m
2. Dieter Sinz (St.) 15,90 m

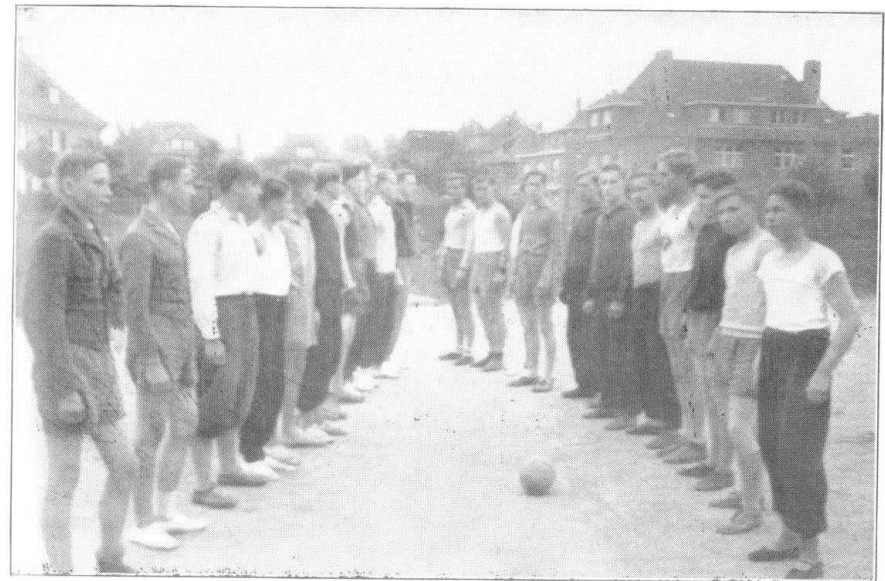
Gruppe B:

1. Ralf Karlfried Wendt (Zä.) 14,15 m
2. Gerhard von Berg (Bu.) 12,25 m
3. Hans Hubert Lehr (Bu.) 12,20 m

Die Urkunden zeichneten Walther Müller (Dr.); Dodo Frhr. zu Inn und Rapphausen (Bu.); Philipp-Albrecht Alshoff (Alf.)



Fertig zur Häuserstaffette.



Burgund und Staufeu vor dem Endspiel im Handball.

Von Dr. Wilhelm Koehler.

Der Wind weht schaurig, der Wind weht kalt,
es rauscht unheimlich im Föhrentwald.
Was kämpft sich durch Wellen und wogende
Flut?

Ihr kennt es alle, ihr kennt ihn gut.

Der „Fontane“ ist es, im Sturm erprobt,
dem manches Wetter den Bug schon umtobt —
Doch heut geht's zur Grenzmark, nach Osten
weit

durch Warthe und Neze zur Ferienzeit.

Drei Arndter rudern mit voller Kraft.
Bald haben die Wackern die Fahrt geschafft.
Da winkt es vom Strande, das lockende Ziel,
im Uferland knirscht der eiserne Kiel.

„Bleib Du heut im Boote, betwache es fein —
wir wandern ein wenig ins Land hinein.
Wir kommen bald wieder, laß gut Dir's
ergehn,

leb wohl, Kamerad, denn, auf Wiedersehn!“

So sprechen die Rudrer zum Steuermann
und winken und klimmen das Ufer hinan.
Die Sonne wandert, der Tag vergeht,
der Steuermann wartet und späht und späht.

In weitem Blachfeld, an einsamem Stieg
liegt eine alte Zuckerfabrik.
Doch wüst sind die Räume, die Fenster sind
leer,

es rollen und singen die Räder nicht mehr.

ein alter Schornstein hält stille Wacht:
er denkt der Feuer, die einst hier gebrannt,
schaut sinnend ins Weite, ein „Lug ins Land“.

Nur ein alter Zeuge vergangener Pracht,
Die Rudrer sehn ihn — wie schnell ist's getan,
sie klimmen die eisernen Sprossen hinan.

Bald sitzen sie oben in lustigen Höhen:
„Wie fein kann man hier doch das Land
übersehn!“

Und droht hinter ihnen auch nachtschwarzes
Rund —

wie schimmern die Wälder, die Wiesen so bunt!
Die Kamera vor! Und da geht es klick - klack -
Das Filmröllchen wirbelt bei jeglichem Schlag.

So sitzen sie friedlich im sonnigen Schein
und fangen sich lenzliche Bilderchen ein.
Da freut sich, vergessend der Gegentwartsnot,
der beiden Besucher der alternde Schlot.

Doch wehe — was drängt sich da unten
durchs Tor?

Ein Summen und Drummen in düsterem Chor.
Es wälzt sich herbei, es verstärkt sich der Schall,
es brandet wie wütender Wogen Schwall.

„Kommt runter!“ so bröhnt es. Da packt sie
das Graun,
sie wagen es kaum, in das Toben zu schaun.
„Spione, Spione“, so schallt es hinauf.
Sie zittern: „Nun, Schicksal, nimm Deinen
Lauf!“

Sie häkeln sich langsam die Sprossen hinab,
sie steigen hernieder, als ging es ins Grab.
Nun sind sie am Boden, da sind sie gepackt,
von kräftigen Fäusten gezwickt und gezwickt.

„Wer seid ihr? Spione? — Um Euch ist's
getan!“

So herrscht sie ein Grüner, ein Landjäger, an.
„Spione, Spione“ — ein Sturm erbraust,
und dräuend ballt sich so manche Faust.

Geschoben, getrieben — ins Städtchen hinein!
Was wird nun wohl Euer Schicksal sein?
Sie werden vernommen und peinlich verhört:
„Zum Donner, das ist doch unerhört!“

Graf Spring-ins-Feld der Bursch sich nennt,
als ob den Grafen hier niemand kennt.“

„Es ist mein Vater.“ „Wir werden sehn,
ihr Burschen, das kommt Euch teuer zu
stehn!“

Der Abend kommt, es kommt die Nacht,
die sie in banger Erwartung verbracht. —
Doch bei dem ersten Hahnenstrei —
die Tür geht auf — und sie sind frei.

Sie kehren zurück zum verlassenem Boot,
erzählen dem Steuermann ihre Not.
Und die Moral von der Geschichte:
Besteige alte Schlote nicht!

*) Anmerkung der Redaktion: Dichterische „Verklärung“ eines Erlebnisses der „Fontane“-Mannschaft auf der Pfingstruderfahrt 1932.



Die OIrgb macht vom 22. VI.—2. VII. unter Führung ihres Klassenleiters, Herrn Studienrat Dr. Wachsmuth, eine Studienfahrt nach Danzig und Ostpreußen.

Sommerferien: Do., 30. VI. bis Fr. 5. VIII., Tag der Rückkehr ins Heim Do., 4. VIII.



Die alten Kameraden



Dr. Walter von Ullanski (Staufen 1914—17) gibt seine Verlobung mit Fräulein Hanna Thiemann bekannt. (Breslau, Gabitzstr. 53.)

Fred-Hubertus von Löbbecke (Sollern 1919—25) hat sich vermählt mit Frau Gerda von Löbbecke, geb. Schlundt. (Berlin-Charlottenburg, An der Heerstraße 87.)

Kurt Biering (Burgund 1919—28) hat sich verlobt mit Fräulein Annemarie Brenkel. (Berlin-Grünevald, Hubertusbaderstr. 12.)

Hermann Sellschopp (Bähringen 1924—27) hat im Oktober 1931 das juristische Referendarexamen bestanden und im Februar 1932 zum Dr. iur. promoviert. (Scharstorf, Post Kavelstorf, Meckl.)



Mitteilungen



Wie es schon in der Inflationszeit der Fall war, ließen es auch die gegenwärtigen schwierigen Verhältnisse rätlich erscheinen, vorübergehend etwas enger zusammenzurücken. Zu Ostern wurde deshalb das Haus Sollern geschlossen; wie wir hoffen, auch diesmal nur für kurze Zeit. Den ehemaligen Sollern teilen wir die jetzige Anschrift von Herrn und Frau Dr. Meleher mit, die unserer Gemeinschaft, in der sie solange gewirkt haben, nach wie vor eng verbunden bleiben. Die Adresse lautet: Berlin-Lichterfelde, Drakestraße 22 (unweit der Ringstraße und des Bahnhofs Lichterfelde-West).

Herr Dr. von Wüstenhoff, Berlin-Wilmersdorf, dessen Nefte Heino Müller im Hause Bähringen ist, hat uns freundlicherweise eine künstlerische Nachbildung einer transzendenten Siegesgöttin von Chr. Rauch aus Bronze von 1,15 m Höhe geschenkt, ein herrliches und wertvolles Kunstwerk. Die Anregung zu dieser Spende gab unser ehemaliger Heimler Herr Regierungsrat Hans Koblitz (Haus Staufen 1910—15), dessen Vater, Herr Geh. Justizrat Koblitz, das Kunstwerk zur Verfügung gestellt war.

Herr Oberforstmeister Huschke, Coburg, und Herr Direktor Blasberg, Leneriffa, haben zu unserer großen Freude für die Sommerwettkämpfe eine Spende gegeben, für die wir auch an dieser Stelle unseren herzlichen Dank aussprechen. Sie soll zur Beschaffung eines neuen Schwimmwunderpreises dienen, da der bisherige nach dreimaligem Sieg zum Dauerbesitz des Hauses Staufen geworden ist.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 4/5 12. Jahrg. Aug./Sept. 1932

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Ostpreußenfahrt.

Man betritt den Boden Ostpreußens nicht so, wie man sonst ein unbekanntes Gebiet unseres Vaterlandes besucht. Man kommt nicht aus Neugier, nicht aus bloßer Reiselust, kommt nicht mit dem Anspruch erholt und entspannt, unterhalten und belehrt zu werden. Man weiß hier nicht mit der behaglichen Beschaulichkeit dessen, der zusieht, wie er innerlich und äußerlich auf seine persönlichen Reisekosten kommt. Wenn man durch die Nacht über die Ostsee nach Soppot fährt, hebt die Unruhe an. Die nächtlichen Leuchtfeuer längs der Küste wirken wie Notsignale. Und ist man gelandet, führt hier jeder Weg heran an die Unsicherheit unserer nationalen Gegenwart und quält mit der Frage nach der Zukunft. Ob man durch Danzig und Königsberg geht oder sich der Marienburg nähert, ob man von Marienwerder und Weissenberg ins weite Weichselthal blickt oder vom Lannenberg-Denkmal nach Westen und Süden schaut, ob man durch die masurischen Wälder fährt oder im kurischen Haff plötzlich der Paßkontrolle begegnet, immer wird man herausgestoßen aus dem Frieden des Besuchers und der Haltung des Beschauers und wird genötigt zur Leidenschaft der Teilnahme an dem, was geschehen ist und noch geschehen kann. Ostpreußen ist vom politischen Schicksal unwittertes Land.

Weil das so ist, sollte man jedem deutschen Jungen wünschen, daß er einmal in diesem Raume weilen kann.

Unsere Dampferfahrt von Swinemünde nach Zoppot.

Von Eberhard von Miklaff, Zähringen.

Am 22. Juni, abends 6 Uhr stehen wir, unser Führer und 18 Oberprimaner, voll fröhlicher Erwartung im Hafen von Swinemünde. Das erste größere Stück unserer Studienfahrt nach Ostpreußen, die Dampferfahrt nach Zoppot, steht uns bevor. Wir befinden uns vor der Anlegestelle. Ein stattlicher Dampfer liegt vor uns und wartet auf die Mitfahrenden. Endlich ist es so weit; über den Landungssteg drängen wir uns in das Schiff. Die erprobten Seebären unter uns setzen sichere Mienen auf. Sie haben schon auf anderen Rähnen gefessen und wissen Bescheid. Wir anderen aber, die fast alle die erste größere Fahrt auf dem Meere machen, sind etwas unsicher. Ein Schiff ist kein Haus, und jeder Schritt auf den Planken löst so eigenartige Empfindungen aus. Beim Betreten des Schiffes zeigt ein Offizier kühl auf einen langen, schmalen Seitengang und meint, dies wäre unser Aufenthalts- und Schlafraum. Der Gang hat als Möbel nur einige kleine Schemel. Diese Tatsache wirkt nicht sehr anheimelnd, ist aber auch ziemlich unwichtig, wie sich gleich herausstellt. Wir haben bald gefunden, daß wir auch bei 75% Preisermäßigung in allen Gasträumen weilen dürfen. Zunächst bilden sich mehrere Gruppen, die den Kahn je nach Veranlagung ihrer Mitglieder untersuchen. Die einen fühlen sich gleich zu den Speiserräumen hingezogen. Andere halten schon Umschau nach den Mitreisenden an Bord. Manche steigen jedoch gleich auf das obere Deck, gucken durch ein Gitter hinunter in die Maschinenräume oder fragen den Matrosen Löcher in den Bauch: Wieviel Wasserverdrängung hat das Schiff? Wieviel Knoten läuft es in der Stunde? Wann ist es gebaut? Wie heißt der Kapitän? usw.

Nach der ersten Untersuchung finden wir uns alle auf dem offenen Deck wieder. Die Sonne ist hinter Wolken verschwunden, und ein kühles Lüftchen weht. Uns gegenüber am anderen Ufer liegen einige Torpedoboote, sie werden eifrig bestaunt. Ein einziges Fernglas muß für alle reichen.

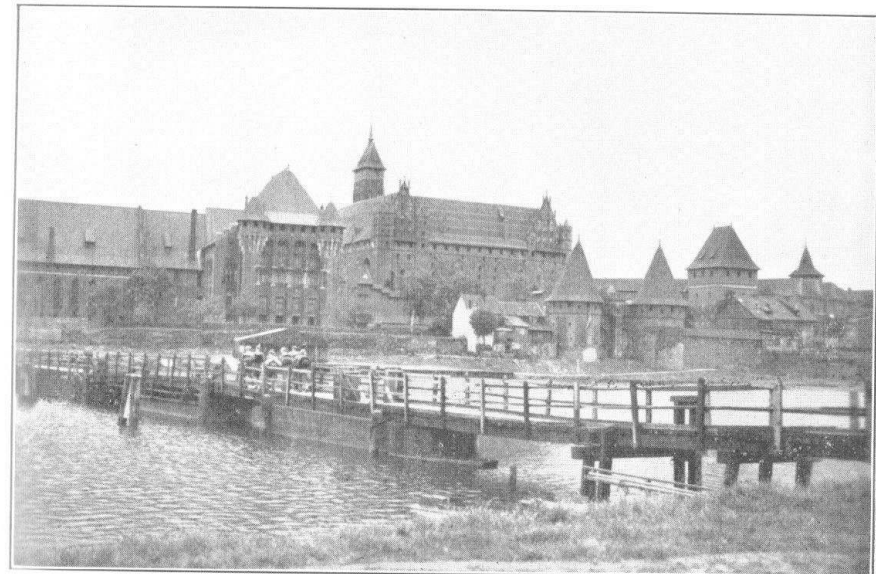
Plötzlich erzittert das ganze Schiff. Im Maschinenraum dröhnt und zischt es. Die Anker sind gelichtet, es geht los!

Hinter uns werden die Häuser von Swinemünde kleiner und kleiner, um schließlich zu verschwinden. Vor uns liegt das weite, große Meer. Lange, niedrige Wellen lassen den Dampfer sich heben und senken. Wir stehen noch oben und sehen auf die weite, graue Fläche hinaus. Allmählich wirkt jedoch die frische Seebriese, und einer nach dem anderen verschwindet in die Gegend der guten Küchendüfte. In den eleganten Speisesaal plagen wir in unseren Touristenanzügen hinein, aber wir fallen nicht weiter auf. Mit Windeseile verbreitet sich das Gerücht, daß drei Spiegeleier mit Bratkartoffeln nur 0,80 M kosten. Obwohl es ja der erste Reisetag ist, und die Geldtaschen noch mehr Verheißungen wecken als Sorgen machen, ist diese Nachricht doch hochwillkommen.

Bilder von der Ostpreußenfahrt.



Im Hof des Königsberger Schlosses.



Auf dem Anmarsch zur Marienburg.

Befagtes Gericht wird also viel begehrt, doch gibt es natürlich auch Fische, an denen man etwas üppiger speist. Die meisten sehen sehr zufrieden aus. Einige leiden jedoch offensichtlich schon etwas an Appetitmangel, und in ihren freudigen Gesichtern ist ein fremder Zug, eine unbehagliche Spannung und Erwartung. Leider befinde ich mich auch unter denen, die ohne Grund meinen, daß ihnen etwas bevorstände. Nach dem Mahle verschwinden die einen in den Rauchsalon zu einem Skat oder einer Partie Schach. Andere wandeln oben auf dem offenen Deck, um den Sonnenuntergang zu bewundern, der aber recht negativ ausfällt. Wolken bedecken den ganzen Himmel, auch der Wind hat sich verstärkt. Eine Gruppe Wandervögel hat sich auf einer Bank zusammengefauert und läßt sentimentale Weisen erklingen. Sie werden übertönt vom Wind, vom Brausen des Meeres und vom Dröhnen der Maschinen.

Es dämmt jetzt, und ab und zu blitzen an der fernen Küste Lichter auf. Allmählich verzieht sich alles vom offenen Deck und wandert in tiefere, geschütztere Gegenden. In der Mitte des Schiffes gibt es jetzt eine neue Attraktion. Die Schönen des Schiffes und die mannbare Jugend haben sich zusammengefunden und wollen sich im Tanze ergehen. Laut wird nach einem Künstler verlangt, der musizieren kann. Es findet sich auch einer, ein rundlicher älterer Herr mit aufgetrempelten Ärmeln. Mutig haut er auf die Tasten eines hundertjährigen Klaviers, und schon schwingt alles das Tanzbein. Dodo und Maxi drehen und wiegen sich im Walzer mit kräftigen, rotbackigen Landmädchen. Plötzlich taucht das Gerücht auf: Kuno ist seekrank, er sieht aus wie ein Leichentuch. Einer will sogar wissen, daß er sich schon an der Reling festhalte. Man bedauert, ist sehr interessiert und sucht ihn. Er liegt ruhig, wenn auch etwas bleich in einem Liegestuhl und versucht zu schlafen. Die Seesicheren fangen gleich an mitleidig-herablassend: „Armer Kuno! Wie kommt das bloß? Wir fühlen uns sauwohl.“ Walter Müller verabreicht einen Kognak zur Stärkung.

Die Mitternacht rückt näher, und die Tanzmusik verstummt. Wir wandeln etwas gelangweilt durch die halbdunklen Gänge. Auf Bänken und Liegestühlen liegen Gestalten, manche schlafen, manche wachen. Die einen sehen zufrieden, ja beinahe gemütlich aus, andere machen einen gequälten Eindruck. Die Wellen haben sich verstärkt, und das Schiff hebt und senkt sich in unangenehmer Gleichmäßigkeit. Walter wittert Beute für seine Leica. Rückwärtslos pirscht er sich an die Opfer Neptuns an und bannt ihre eindrucksvollen Gesichter auf seinen Filmstreifen.

Im Rauchsalon geht die Schachpartie ihrem Ende entgegen. Herr Dr. sitzt tief im Sessel und sinnt schwer über den nächsten Zug. Vor sich eine Tasse Kaffee, in der Hand ein solides Dahlemer Brot, so bietet er einen beneidenswerten Anblick für einige vom Seegang Angefragte, unter denen ich mich leider auch befinde. Die meisten suchen jetzt irgendwie zu schlafen. Ich lege mich auf den Boden des Ganges.

Gegen 2 Uhr wache ich auf. Die Luft ist nicht gerade mit kölnischem Wasser veredelt. Einige übelriechende, nasse Stellen vor und hinter mir be-

lehren mich, daß ich in der Gefahrenzone liege. Ein Matrose meint höflich, ich solle mich lieber von meinem Platz entfernen, da die Kranken oft die Richtung nicht innehielten. Wichtig, da kommt schon ein Opfer, von 2 Matrosen tatkräftig unterstützt, den Gang entlang gewankt. Es ist eine stattliche Dame mit wächsernem Gesicht. Sie sieht verzweifelt aus und stöhnt leise. Aber sie ist nicht die einzige. Schon viele, die noch den schlimmsten Augenblick vor sich haben, laufen ruhelos umher.

Auch mein Zustand hat sich beim Aufstehen verschlechtert. Ich erhoffe Linderung an der frischen Luft und steige die Treppen zum offenen Deck hinauf. Oben fühle ich, daß die Krise naht, kämpfe jedoch verbissen und schlucke, so doll ich kann. Und siehe da, der Kelch geht noch einmal vorüber.

Es ist noch ziemlich dunkel. Graue Wolken hängen am Himmel, und ein feiner Regen rieselt hernieder. Ich sehe auf das graue Meer hinaus und denke an die sechs Stunden „herrlicher Seefahrt“, die wir noch vor uns haben.

Dem Rat eines guten Kameraden folgend versuche ich als Mittel gegen die Uebelkeit ein Stück Brot. Das ist jedoch zueitel. Im Magen geht eine Umwälzung vor sich, ich laufe an die Reling und verrichte Schwerarbeit. Gerade unter mir eine Stage tiefer windet und dreht sich unser Siegfried. Er ist ein großer Tierfreund, und vielleicht war es ihm in diesen Minuten noch ein Trost, irgendwelchen Fischen im Meer den Tisch bereitet zu haben.

Es ist 4 Uhr; der Regen hat sich verstärkt. In weiter Ferne sieht man die Küste. Einige Fischerboote schaukeln in geringer Entfernung von unserem Dampfer in den Wellen. Viele Möwen, die uns schon zu Anfang der Fahrt begleitet haben, schweben auch jetzt dicht hinter uns her. Sie sehen so glatt und sauber aus, als wären sie aus Gummi. Erstaunlich, wie geschickt sie die kleinsten Brocken aus den Heckwellen herausholen.

Langsam kommt einer nach dem anderen von uns wieder auf Deck. Wem es schlecht gegangen war, der konnte sicher sein, daß alle davon wußten, und er brauchte sich um den Spott nicht zu sorgen. Zuletzt erscheint unser „Geister.“ Ihm ist es möglich gewesen, auch in Hockerstellung die ganze Nacht so friedlich zu schlafen, als läge er in seinem Dahlemer Bett und hätte den nächsten Tag schulfrei.

Das Schiff nähert sich Zoppot, es regnet kaum noch. Halb links vor uns entdecken wir einen mächtigen Kaisten auf der See. Es ist die „Schlesien“, die am Nachmittag in den Danziger Hafen einlaufen soll. Das große Linienschiff, vom Morgennebel umhüllt auf der jetzt ziemlich ruhigen See liegt da wie eine unheimliche, drohende Gewalt. Auf der anderen Seite erhebt sich die schöne bergige Umgebung von Danzig, und im Vordergrund davon ist Zoppot. Ortskundige machen uns aufmerksam auf den zur Zeit polnischen Kriegshafen Gdingen. Ein kleiner Vorgesmack zu alle dem, was wir noch sehen sollten.

Langsam fährt unser Dampfer der Anlegestelle am Seesteg entgegen. Plötzlich geht ein Bittern durch das Schiff, die Schrauben drehen rückwärts, und wir legen an. —

Auf den Schlachtfeldern im Osten.

Von * * *, Burgund.

Die Bremsen kreischen. Der Zug hält. Hohenstein. Wir packen die Affen auf den Rücken. Türen klappen. Menschen rufen. Die Maschine zischt, der Zug fährt ab. Wir gehen durch die Sperre. „Wo geht es nach dem Lannenbergdenkmal?“, fragen wir den Bahnhofsvorsteher. Der Beamte ist höflich. Wir nicken ihm dankend zu. Der Weg führt in die Stadt.

Hohenstein liegt in einem Tal zwischen weitausgedehnten Hügelketten, dort, wo einst die schweren Gefechte der Lannenberg-Schlacht tobten. Die Russen hatten die Straße nach Reichenau besetzt und beherrschten das ganze Gelände. Die Stadt war als Knotenpunkt wichtiger Straßen für den Anmarsch der deutschen Truppen von großer Bedeutung. Sie mußte genommen werden, wenn an dieser Stelle nicht alles ins Stocken geraten sollte. So kam es zu wütenden Kämpfen.

In Hohenstein sieht man von alledem nichts mehr. Geschäftiges Treiben ist auf den Straßen. Wagen rasseln, Autos hupen, Kinder schreien. Das Einerlei des Alltags geht seinen Lauf. An der Straßenecke steht ein Schutzmann. Er zeigt uns unseren Weg. Hier und da sind Ansichtskarten vom Lannenbergdenkmal und von Hindenburg in den Schaufenstern ausgestellt.

Die Häuser gehen in Scheunen und Bauernhäuser über. Dann kommen wir auf die Landstraße.

Es ist die schon erwähnte Straße nach Reichenau, auf der unsere Stiefel klappern. Sie führt durch wogende Kornfelder über die Hügel, von denen man weit über das Land blicken kann.

Auf dieser Straße sind sie auch marschiert, unsere grauen Soldaten. Sie haben gesungen und gelacht, marschierten mit hellen Augen durch die Wälder Ostpreußens, bis der Tod ihnen bei Hohenstein entgegenstarrte. Der Kampf begann. Die Russen saßen mit Maschinengewehren auf den Allseebäumen. Geschößgarben zischten über das Gelände. Die Preußen stürmten. Der erste fiel. Und immer neue stürmten vor. Und immer neue fielen, immer neue sanken. Neue und neue und neue.

Sie wußten ihr Los, wußten, daß nur der Tod vor ihnen stand. Sie sahen, wie ihre Kameraden zerrissen wurden, sahen in das Antlitz des Grauens — — und kamen doch.

Sie sahen ihre Heimat in Not und setzten sich ein, ohne etwas dafür zu fordern. Jetzt wogt hier Korn auf diesen Hügeln, auf diesem Gelände, das 4000 deutschen Soldaten Schicksal wurde, Getreide, wie es vor dem großen Geschehen auch hier gewachsen ist.

Und wir marschieren auf dieser Straße und sehen nur Aehren, Bäume und ziehende Wolken.

Auf der Höhe erweitert sich die Straße zu einem Platz. Von noch jungen Anpflanzungen umgeben erhebt sich hier ein Riesenmal: Das Denkmal von Lannenberg. In der Form einer germanischen Schutzburg gebaut, ist es ein

Sinnbild von Trog und Kraft. Acht mächtige Türme, durch starke Mauern verbunden, umgeben einen Platz. In seiner Mitte steht ein Kreuz, ein Massengrab für 150 unbekannte deutsche Soldaten, die hier die tödliche Kugel traf.

In einem der Türme hat man die Standarten der Regimenter aufgestellt, die an der Schlacht teilnahmen. Bewegungslos hängen sie von den Wänden, Zeugen einer fernen, nicht mehr verstandenen Zeit. Bunte Tücher sind es in den Augen des Beschauers, der nicht unter ihnen kämpfte, heilig sprechende Symbole für den Frontsoldaten. An ihnen hängt Erinnerung, Erinnerung an Tod und Grauen, aber auch an Stolz und Größe. Nur der Soldat versteht die Sprache, die sie reden. Er hört sie sprechen von Kameradschaft und Ehre. Und mancher Deutsche zog den Hut vor diesen Zeichen. Doch mehr noch gingen blind vorbei und fühlten nicht, daß sie Heiligtümer unseres alten Heeres sind.

An den Verbindungsmauern der Türme hat man im Schutze der Gewölbe zum Gedächtnis an ein jedes der Regimenter schlichte Bronzetafeln angebracht, auf denen die Regimentsnamen und die Zahl der Gefallenen verzeichnet sind. Da fand ich Regimenter, die 300 Opfer zu beklagen hatten, doch manche auch, deren Tote die 6000 überschritten. Und über dem allen standen die Worte: Deutsche, vergeßt das nie!

Das ist das Denkmal von Lannenberg: Eine Trutzburg deutschen Wesens im fernen Osten und ein Zeichen dafür, daß der Ostpreuze auf der Wacht ist.

Nicht weit von dem Denkmal steht ein Löwe. Ein Löwe, aus Stein gehauen, der seine mächtige Laxe in eine Kugel aus Beton krallt. Er steht hier als Verkörperung unüberwindlicher Kraft, als Sinnbild ungebrochenen Heldentums, als Sinnbild der deutschen Verteidiger.

Er hält die Erinnerung wach an das Regiment, das einst der große Feldmarschall führte.

Ich gehe weiter. Irgendetwas treibt mich. Russengräber liegen rechts und links der Straße, mit Rosen bepflanzt, so wie die deutschen Gräber.

Wind weht durch die Felder — — und der Abend sinkt.

Ich gehe und kann es nicht verstehen, daß diese Stille je unterbrochen gewesen sein soll. Vor mir liegt der Wald. Dort muß der deutsche Sammelfriedhof liegen. Ein Bauer begegnet mir. Ich frage ihn danach. Er sieht mich mit blöden Augen an. Er weiß selbst nicht, wo der Begräbnisplatz zu finden ist, trotzdem sein Haus nur wenige hundert Meter davon entfernt ist.

Ich trete in den Wald. Kaum ist das Dickicht zu durchdringen. Es ist dämmerig. Kein Laut dringt hier hinein. Vor mir schimmert es hell. Ich komme auf eine Landstraße.

Nicht weit von hier stehen graue Kreuze in langen Reihen: Der Sammelfriedhof von Wilken. Man erkennt die Ruhestätte vom Wege aus nicht gleich, denn sie liegt abseits, von jungen Fichten umgeben, mitten im Walde. Kein hohes Denkmal aus Stein. Schlichte Kreuze aus Eichenholz überall.

Ich schreite durch die Reihen der Stummen. In jedes Grab hat man zwei Soldaten gebettet, denn es waren der Toten zu viele, um sie einzeln zu begraben.

Auf dem Kreuz stehen ihre Namen oder in schwarzer Schablonenschrift die Worte: Unbekannter deutscher Krieger.

Viele unbekannte deutsche Soldaten liegen hier. Aber auch über die Zahl derer, deren Namen man noch kennt, senkt sich allmählich der Schleier des Vergessens. Wer weiß heute noch etwas von diesem Karl Neumann und jenem Ernst Zastrov, der an seiner Seite liegt dicht bei dem Leutnant? Wer weiß noch, wie sie kämpften und wie sie starben?

Sie hatten in einer Mulde gelegen mit ihrem Leutnant und zwei anderen Kameraden, hier an diesem Waldrand. Vor ihnen lag das Maschinengewehr. Sie waren hungrig, waren so müde von langen Märschen, daß ihnen die Augen zufielen. Und doch starrten sie immer wieder in die Sommernacht hinaus, bis einer aufschrie: sie kommen!! und das M. G. aus der Mulde schob. Da wurden sie alle ganz wach. Schatten erschienen im Dunkel.

Ra-ta-ta-ta-ta rasselte das M. G.

Zastrov feuerte — — und sank zurück. Sein Gesicht war verzerrt, die Augen glasig. Er zerrte das M. G. mit sich in die Mulde. Ein anderer sprang zu.

Ra-ta-ta-ta-ta-ta!

Er zuckte zusammen. Blut sickerte aus dem Helm. Neumann sprang an seine Stelle. Wieder rasselte das M. G. Dann brach auch er zusammen.

Der Leutnant griff nach dem sinkenden Maschinengewehr.

Mich! brüllte der Letzte und stieß den Leutnant beiseite.

Schüsse hallten scharf.

Eine Kugel traf. — — — Der Leutnant war allein. Seine Hand griff nach dem Abzug. Korn und Kanne umtasteten das Ziel. Dann rasselte das M. G., rasselte, daß die Russen, die schon den Trichter halb umstellt hatten, schreiend auseinanderfuhren. Sie sammelten sich im Walde. Aber als sie dann wieder stürmten, empfing sie kein M. G.-Feuer mehr. Nur drei einsame Schüsse aus einem Armeerevolver, die im Geschrei der Angreifer untergingen.

Der Gurt war leer.

Ein Kolben traf.

Dann war das Nest beseitigt.

Und nun liegen sie hier unter den schlichten Kreuzen in Reihe und Glied, ohne Schmuck, nicht weit von der Stelle, wo das M. G. rasselte. Die Erde, die sie mit ihrem Blute erkämpften, nahm sie auf. Sie liegen hier wie ein unverstandenes graues Heer, verlassen von denen, für die sie starben.

Und meine Augen gleiten über die Worte der Heiligen Schrift auf einer Holztafel: „Ich liege und ruhe ganz in Frieden, denn allein Du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne.“

Regen rieselt.

Wind raunt.

Der Abend senkt sich über die Wälder Ostpreußens und bettet mit jedem Tage tiefer zu das Leben, das in ihnen erloschen ist.

Über das ostpreußische Landschaftsbild.

Von Siegfried Hecht, Staufen.

Der erste und größte Eindruck von der ostpreußischen Landschaft ist der, daß der Horizont sich in viel größerer Ferne erstreckt als sonst in der Landschaft des norddeutschen Tieflandes. Ostpreußen ist das Land des freien Blickes und des weiten Raumes. Immer wieder labt sich das Auge an dem fernen Schwung des gegliederten Horizontes. Es gibt nicht nur eine einzige Horizontlinie, man sieht oft mehrere abgestufte Streifen, die den Eindruck hervorrufen, als wäre jeder von ihnen schon Horizont genug. Der erste dieser Horizonte ist meist ein grüner Waldsaum, der schon für sich sehr fern liegt. Darüber zieht sich ein anderer Streifen hin, der Erde und Wald schon in ein verschwimmendes Blau hüllt. Und häufig ragt über diesen noch ein weiterer Landschaftsbogen hinweg, silbergrau, als Uebergang zum Himmel und seinen Wolken.

Dieser gleichsam geschichtete Horizont schließt ein Stück Erde ein, das durch Hügel und Tal getwellt, durch Wald, Feld und Wasser gefleckt ist. Wiesen, Weiden und Felder mit ihrem Pflanzenwuchs machen den Eindruck der Fülle, und mit einer gewissen Schwere lasten sie in dem Raumganzen. Weit erstrecken sich jene gewaltigen Forsten über das Land, die, durchbrochen von Lichtungen, ausgehöhlt durch Gründe, in denen sich das Grundwasser zu Suhlten sammelt, noch zu jenem Mischwald gehören, der leider in Deutschland immer seltener geworden ist. Diese alten, dickstämmigen Kiefern, zwischen denen sich schlanke Buchen emporwinden, unter deren Schatten die Fichten so klein bleiben, daß sie eine ewige Schonung bilden, diese Silhouetten von Wachholdersträuchern, um die sich Himbeer- und Brombeerdickichte gezogen haben, hier und da Lichtungen freilassend, auf denen die Maiglöckchen blühen und die Erdbeeren und die Brombeeren ihre Früchte tragen, diese ganze Naturgemeinschaft, die seit Jahrtausenden zusammenlebt und miteinander kämpft — das ist Ostpreußen, das ist Ausdruck ostpreußischen Landschaftsbildes und Landschaftswesens.

Meist zwischen Wäldern eingeschlossen, erstrecken sich die Seen über gewaltige Flächen. An den Ufern klettern die Wälder dann eine beträchtliche Böschung hinauf; ein hoher, grüner Wall umgibt so den See, und verborgen liegt so auch noch der größte als traurer Waldsee da. Oder es umgeben den See riesige Rohrflächen, übergehend in Sümpfe und Wiesen. Dann kommt die Weite zu ihrem vollen Recht, und sie bietet sich dar als Ausdruck von Wucht und Gewalt.

In dieser Landschaft liegen zerstreut die typischen ostpreußischen Dörfer. Rechts und links von einer breiten, staubigen Landstraße liegen die Höfe. Ein kleines nicht sehr sorgsam gepflegtes Vorgärtchen ist von einem verwitterten Holzgitter eingezäunt. Dahinter steht ein weiß oder blauweiß getünchtes Häuschen. Es ist einstöckig und häufig noch mit einem Strohdach gedeckt, aus dem noch ein paar Dachfenster herauslugen. Zu der grauen Tür, die schon von so manchen Bewohnergenerationen erzählen kann, führen wenige Stufen, die man aus schlecht behauenen Steinen gemauert hat. Unscheinbar duckt sich Gehöft

neben Gehöft in die Landschaft, und man empfindet, was man sonst wohl vergißt, daß der Mensch Geschöpf der Natur ist und nicht ihr Herr ist.

Sei es Wald, Wasser oder Land, mag die Sonne noch so lächelnd über sie hinwegscheinen — nie ist Ostpreußens Landschaft spielerisch oder bloß lieblich, ein stiller Ernst ruht auf ihr. Alles ist gleichsam auf gewaltig Drängendes, auf gesättigte Reife abgestimmt. Nie ist Ostpreußen romantisch-südlisch, aber immer heroisch-germanisch.

Rossitten.

Von E. H. v. Behr-Regendanz, Burgund.

Wir verließen Rauschen mit der Eisenbahn in Richtung auf Cranz und waren in rund zwei Stunden in Cranz-Beek, wo der Dampfer nach Rossitten zur Abfahrt bereit lag. Die nicht sehr zahlreichen Gäste waren bald an Bord. Das Schiff wurde losgeseilt, die Motore fangen an zu brummen, und am hinteren Ende schäumt das Wasser auf; wir fahren los. Langsam kommen wir in Bewegung und schieben uns sachte durch den Kanal, der hinaus zum Haff führt. Wir dürfen nur mit halber Kraft fahren, denn sonst würde von der Bugwelle das Ufer zerstört werden. Zu beiden Seiten des Kanals blickt man über große Wiesenflächen, auf denen stellenweise noch Heuhaufen zu sehen sind.

Nach etwa fünf Minuten haben wir das Ende des Kanals erreicht, und nun dürfen die Motoren hergeben, was sie können. Auf beiden Seiten des Haffs, das sich vor uns in einem Winkel von fast 90 Grad öffnet, sehen wir jetzt nur einen Waldstreifen. Auch ist die Nehrung, die hier beginnt, noch ganz flach. Erst nach einiger Zeit wird das Ufer ein wenig steiler. In einem Abstände von etwa 1000 Metern bewegen wir uns an der Küste der Nehrung entlang; das Land auf unserer Rechten wird allmählich kleiner und ferner. Wenn man eine ganze Weile gefahren ist, so hört plötzlich der Wald auf der Nehrungsseite auf, und vor einem liegen die großen, kahlen Wanderdünen, die als Naturschutz-Denkmal unberührt bleiben sollen. Sie glänzen so weiß herüber, als wären dort Schneeberge, und ihre Massigkeit erweckt den Eindruck einer Gebirgskette, die vom Alter abgetragen und gerundet wurde. Man kann es noch nicht begreifen, was die Erde hier gebildet hat.

Nach einer Fahrt von drei Stunden erreichten wir Rossitten. Was war das für ein Stück Erde! Es überbot an landschaftlicher Neuheit alles, was wir in den acht Tagen schon gesehen hatten. Durch den weichen Dünenstrand waren wir zur Jugendherberge und beobachteten dabei die Fuhrwerke, die Heu von einem Segelfahn ans Land bringen. Weit fahren sie ins flache Wasser hinaus, wo das Fahrzeug liegt. Die Jugendherberge ist ein neues, schönes Haus. Die Sorge um das Obdach waren wir los, ein gutes Nachtlager war uns sicher.

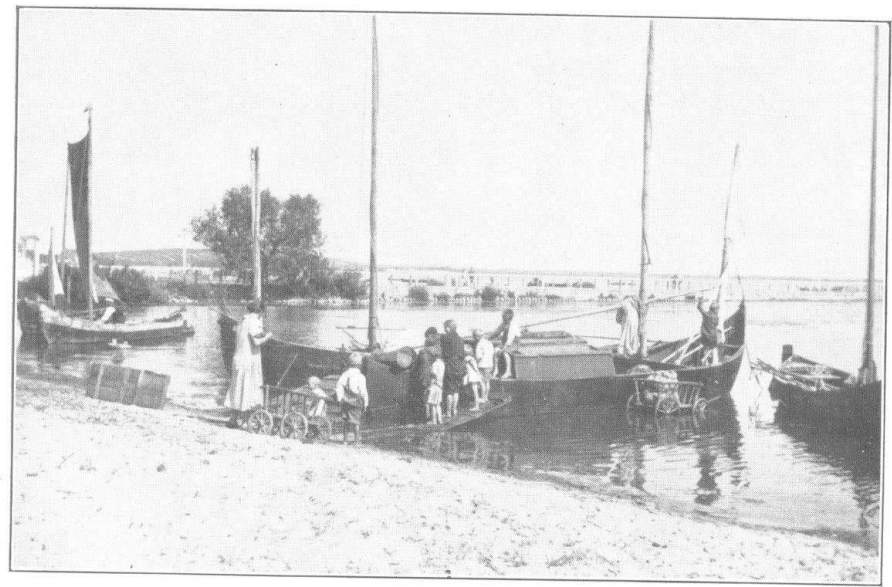
Noch am selben Abend wurde die Nehrung von uns das erste Mal zum Meer hin überquert, und freudig begrüßten wir wieder die See, die wir erst am Morgen in Rauschen verlassen hatten. Am nächsten Tage wanderten wir zu der Segelflieger-Schule, die noch vier Kilometer weiter nördlich liegt.

Wenn uns der Marsch durch die Sandwege auch nicht so ganz leicht war, so waren wir doch froh, dort gewesen zu sein. Ein sehr freundlicher Flugingenieur übernahm die Führung. Er zeigte uns jedes Modell vom Anfänger-Flugzeug bis zur Leistungsmaschine, und dazu erklärte er uns die Art der Erlernung, die Wirkung aller Einzelteile der Modelle und sonstige Flieger-Weisheiten. Außerdem hatten wir noch das Glück, daß gerade an dem Tage Segelflüge stattfanden, so daß wir diese beobachten konnten. Als Fluggelände diente der weite Abhang einer Wanderdüne. Wir lagen in der Sonnenglut auf einem Dünenkamm und schauten hinüber. Das Flugzeug wurde auf einem Schlitten die Höhe von den Fliegern hinaufgezogen. Dann wurde es durch ein Katapult in die Luft geschleudert. Der Pilot segelte die vorgeschriebene Uebung und sank nach etwa 500 m wieder herab. Das wiederholte sich immer wieder. Als wir dann von dort aus zur See hinüber gingen und an der Küste heimwärts schritten, da wünschte sich schon mancher: Wie gern möchte ich nach meinem Abitur hier einen Sommer verbringen!

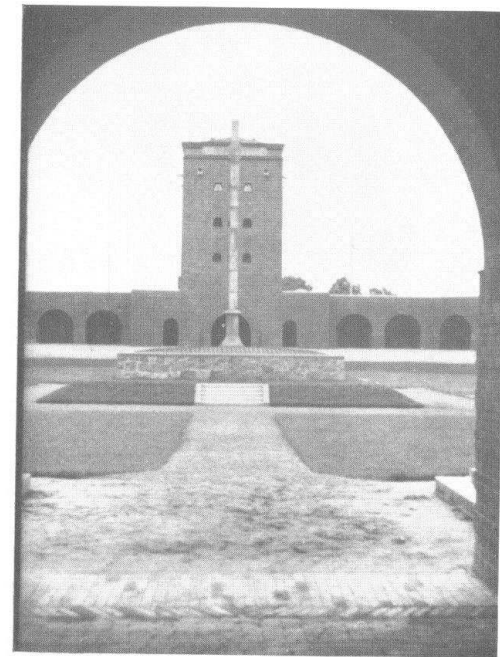
Auch für den Nachmittag hatten wir, besonders die vom Lande, einen wertvollen Besuch, denn wir gingen zu einer der wenigen Vogelwarten, die es in Deutschland gibt. Sie liegt am Südausgange des Dorfes. Ich blieb dort eine lange Zeit. Endlich hatte ich einmal Gelegenheit, alle die Vögel, die ich in meiner Heimat nur aus der Ferne gesehen hatte, oder von denen ich gar nur die gedruckten Flugbilder kannte, in nächster Nähe zu betrachten. Sie standen geordnet in großen Schränken. Den ersten Schrank sah ich mir mit der gleichen Aufmerksamkeit an wie den letzten, und als ich aus dem Raume herauskam, war mein Wissen um vieles erweitert. Die kurische Nehrung ist vor allem auch wichtig als Durchgangsstraße für die Zugvögel. So ist Rossitten zu einer Forschungsstätte für den Wandervogel geworden. In zahlreichen Karten und Zeichnungen war der jetzige Stand der Forschungen veranschaulicht. Im Hof der Vogelwarte waren Käfige mit lebenden Tieren aufgestellt. Eigentlich taten mir die armen Tiere leid, daß sie ihr ganzes Leben so hinter einem Drahtgitter verbringen müssen, aber zugleich sah ich sie mir doch sorgfältig an, denn selten kann man den größten in Deutschland einheimischen Raubvogel, den Seeadler, so nah beobachten, wenn er sein Gefieder putzt oder mit den Schwingen schlägt, als wenn er sich hoch in die Lüfte erheben wollte. Auch ein schwarzer Storch und mehrere Arten von Raben und Reihern waren hier zu sehen.

Wohl ist die Vogelwarte mir eine schöne Erinnerung an Rossitten, aber es ist nicht die schönste, denn noch am selben Abend ging einer meiner heißesten Wünsche in Erfüllung. Ich sah zum ersten Mal ein Stück Elchwild.

Der Förster von Rossitten hatte uns erzählt, daß es dort eine Menge Elche gäbe, und daß diese sich nicht nur des Nachts oder in der Dämmerung sehen ließen, sondern daß man sie zu jeder Tageszeit antreffen könnte. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich borgte mir von einem, der für so etwas weniger Interesse hat, sodaß er meine Gedanken nicht erraten konnte — zwei Augen sehen hierbei mehr als vier —, ein Fernglas, und ohne einem anderen etwas



Der Haß-Hafen von Rossitten.



Walter Müller
(Oranien)

Lannenberg-Denkmal.
(Innenraum vom Eingang gesehen.)

zu sagen, bummelte ich in südlicher Richtung dem Walde zu. Das Dorf Kossitten liegt an der Haffseite. Zum Meer hin ist es durch einen Wald geschützt, der sich hier stundenlang nach Norden und Süden die Nehrung entlang zieht. Zuerst wanderte ich ein Stück die sogenannte Poststraße entlang, den einzigen festen Weg, der längs der ganzen Nehrung führt. Dann durchquerte ich den Streifen Laubwald, der hier die Dünen von größeren Wiesen trennt und stellenweise ziemlich breit wird, und erstieg eine Düne, die mit ungefähr 20-jährigen Kiefern bewachsen ist. Hier stieß ich zufällig auf einen kleinen hölzernen Vermessungsturm, den man von unten her gar nicht sehen konnte. Ich erstieg ihn und hatte von dort eine herrliche Aussicht. Ich konnte längs der Nehrung über mehrere Dünen hinwegsehen und hatte sowohl auf die See als auch auf das Haff einen wunderschönen Blick. Ich wanderte nun eine Weile zwischen Laub- und Kiefernwald entlang. Es war kurz vor acht Uhr. Um ein halb sieben war ich losgegangen, und um ein halb zehn sollten alle zu Hause sein. Ich mußte also umkehren. Quer durch einen Eichen-Bestand wandte ich mich wieder der Post-Straße zu und ging nun auf der anderen Seite durch einen jüngeren Kiefern-Bestand heimwärts. Doch kaum war ich hier 500 Meter gegangen, als ich in einer Reihe etwas Dunkles sah. Mich durchzuckte eine Ahnung, doch als sie mir richtig zu Bewußtsein kam, waren schon einige Baumreihen dazwischen, und ich konnte es nicht mehr sehen. Vorsichtig ging ich zurück, denn es mußte ziemlich nahe gewesen sein. Und richtig, da stand ein Alttier auf 50 bis 60 Schritt; ganz vertraut äugte es zu mir herüber und zog dann langsam zwischen den Baumreihen dahin. Vorsichtig folgte ich auf dem Wege. Zwischendurch blieb das Stück immer wieder stehen und sicherte, bis es schließlich in einer Dickung verschwand. Einen Augenblick stand ich und besann mich, ob ich auch nicht geträumt hätte. Dann ging ich frohen Herzens heimwärts, denn ich hatte etwas gesehen, was ich vielleicht so bald nicht wieder sehen werde, ein Stück Wirklichkeit, das mir von Bildern her wohlbekannt war. Aber was ist ein Bild, verglichen mit der Wirklichkeit! Wenn man etwas vom Wesen dieses Tieres ahnen will, dann muß man es inmitten seiner Landschaft sehen, einer Landschaft, die noch den Hauch vergangener Jahrtausende hat.

Ergebnisse des Tennistwettkampfes 1932.

Gruppe A (Oberstufe)

Einzelspiel:

Fortgeschrittene.

1. Sieger: Eicke Middeldorf (Zähringen)
2. Sieger: Jürgen von Borcke (Burgund)
3. Sieger: Richard Kleffel (Zähringen)

Doppelspiel:

1. Sieger: Eicke Middeldorf (Zähringen)
Ulrich Braun von Stumm (Zähringen)
2. Sieger: Jürgen von Borcke (Burgund)
Dieter Sinz (Staufen)

Singelspiel:

Anfänger.

- 1. Sieger: Ralf Karlfried Wendt (Zähringen)
- 2. Sieger: Hans Hubert Lehr (Burgund)
- 3a. Sieger: Hans Joachim Kothe (Wittelsbach)
- 3b. Sieger: Oskar Grebel (Zähringen)

Doppelspiel:

- 1. Sieger: Werner Hoffmann-Fölkersamb (Zähringen)
Richard Kleffel (Zähringen)
- 2. Sieger: Ralf Karlfried Wendt (Zähringen)
Hans Joachim Kothe (Wittelsbach)
- 3a. Sieger: Oskar Grebel (Zähringen)
Eben von Miklaff (Zähringen)
- 3b. Sieger: Michel Haas (Austanien)
Heinrich Woth (Austanien)

Singelspiel:

Gruppe B (Mittelstufe)

- 1. Sieger: Rolf Droste (Babenberg)
- 2. Sieger: Eberhard Wachsmuth (Staufen)
- 3a. Sieger: Horst Ulrich Graf von Bubna-Littitz (Wettin)
- 3b. Sieger: Wolfram Wachsmuth (Staufen)

Doppelspiel:

- 1. Sieger: Rolf Droste (Babenberg)
Horst Ulrich Graf von Bubna-Littitz (Wettin)
- 2. Sieger: Eberhard Wachsmuth (Staufen)
Wolfram Wachsmuth (Staufen)

✱✱✱✱✱
Schulchronik
✱✱✱✱✱

Herbstferien vom Donnerstag, 29. September, bis Donnerstag, 13. Oktober. Reisetag ist Mittwoch, 12. Oktober.

✱✱✱✱✱
Die alten Kameraden
✱✱✱✱✱

Felix von Bethmann Hollweg (Burgund 1910—15), Hohenfinow, hat sich verlobt mit Gräfin Marie Louise Reventlow, Altenhof.

Dietrich Duadt (Wittelsbach 1923—26) zeigt seine Vermählung an mit Fräulein cand. med. Ilse Fink, Königsberg i. Pr.

Sigismund Graf Raczyński (Oranien 1913—20) gibt seine Verlobung bekannt mit Fräulein Bertha-Luise von Oppen.

Joachim Marsch (Oranien 1919—23), Forstassessor zu Schönfeld, Grenzmark, hat sich verlobt mit Fräulein Lilli Bacs.

Hellmut Preßell (Burgund 1915—24) und Frau Waldtraut, geb. Ribbentrop, geben ihre Vermählung bekannt.

Herr Oberstudien­direktor Prof. Dr. Wendland und Frau, frühere Hauseltern in Wettin, teilen mit, daß sich ihre Tochter, Fräulein Hildegard W., mit Herrn Dipl.-Ing. Rudolf Schuster verlobt hat.



Nr. 6/7 12. Jahrg. Okt./Nov. 1932
 Als Handschrift gedruckt.
 Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
 Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Herbstliches Erinnern.

Im Heimgarten klingt die Art und schrotet die Säge im Kiefernbestand. Es handelt sich nur um eine von Sachverständigen der Waldpflege seit längerer Zeit schon dringend geforderte Durchforstung, um jenes Platzschaffen für Licht und Luft, das jene Stämme bedürfen, denen die volle Entwicklungsmöglichkeit im Baumdasein vergönnt sein soll. Damit der Wald lebt, muß mancher Einzelbaum aufhören zu sein. Leben weicht hier dem Leben nach jenem Gesetz, das die Erhaltung des Ganzen über die des Einzelwesens stellt. Und doch sind es keine beliebigen Bäume, die aus höherer Ordnung jetzt zu Brennholz werden.

Fünfundzwanzig Jahre sind sie Zeuge gewesen all der Vorgänge, die unser Dahlem werden ließen und es darstellen: Vom ersten Spatenstich bis zum fertigen Aufbau der Häuserreihen, vom ersten erforschenden Kinderschritt bis zum vielstimmigen Getriebe des vollbelebten Heimes. Sie rauschten zum Frohsinn des Lebens, schatteten über Notzeiten, gestalteten das Licht jeder Tageszeit mit. Und so wurden sie mehr als erdgebundene Zeugen und stumme Zuschauer, sie gehörten auf geheime Art dazu. Wer unser Dahlem erinnernd sieht, denkt die Bäume mit und weiß etwas mit ihnen zu verbinden. Sie sind der Bereich für die aufregende Tollheit der Indianerspiele, für die ungemütlichen kindlichen Einbildungen im Halbdunkel, für den nachdenklichen Spaziergang beim Gedankenaustausch über „die letzten Fragen“, für empfindsame Einsamkeit im stillen Winkel. Ohne sie hätte unser Leben nicht die natürliche Abgeschlossenheit, die vornehme Verschwiegenheit.

Weil wir den Bäumen hier so viel verdanken, Ungreifbares und doch höchst Wirkliches, sei teilnehmend derer gedacht, die nach 25 jährigem „Beistand“ aus dem Waldbzusammenhang treten müssen. Wir werden auch weiterhin mit ihren zahlreichen Brüdern zu leben wissen.

B. W.

Reise durch Rußland.

Von Runo Sponholz (Staufen 1929—31). *)

8. August 1932. Auf der russischen Grenzstation: Unser Gepäck wird auf der Zollstelle nur oberflächlich geprüft. Wohl aber interessiert man sich eingehend dafür, ob wir Goldsachen mitführten und wieviel Geld wir besäßen. Die Nummer des Photoapparates wird von dem Beamten sorgfältig notiert, und wir erhalten einen Schein darüber. Ich wechselte 10 M deutsches Geld und erhalte zu meinem Erstaunen dafür nur etwas über 4 Rubel. Und da man für einen Rubel in Rußland so gut wie nichts bekommt, so war dieses Wechselgeschäft die erste praktische Begegnung mit dem russischen Wirtschaftssystem.

Ankunft in Petersburg (Leningrad): Wir kamen mit reichlicher Verspätung nachmittags gegen 4 Uhr an. Vor dem Bahnhof standen zahlreiche Droschken mit alten, ungepflegten Säulen. Für uns Ausländer hatte man jedoch mehrere elegante, neue Lincoln-Wagen zur Bahn geschickt. Eine Inturist-Führerin, die deutsch sprach, holte uns ab. Der Weg durch die Straßen hatte etwas Bedrückendes an sich. Die Häuser machten einen kahlen Eindruck, ihre Fassaden sahen verwittert aus. Vielfach waren die Fenster zerbrochen, Gardinen fehlten meistens. Schlangen von Menschen stehen an und warten — worauf, das weiß ich noch nicht. Straßenbahnen kommen vorbei, besetzt mit einer Menschenfülle, die für westeuropäische Verkehrsverhältnisse polizeiwidrig und unvorstellbar ist.

Unser Hotel — wir sind nur Reisende dritter Klasse — ist einfach aber sauber, auch die Beköstigung ist gut. Aber eine Flasche Bier kostet einen Rubel, meine 10 deutschen Reichsmark hatten also den Wert von vier Flaschen Bier. Das eröffnete bedenkliche Perspektiven.

Als wir abends durch die Straßen gehen, einer von uns rauchend, bittet ein Russe uns um Tabak an. Wie er nichts bekommt, zieht er plötzlich seine Schuhe aus und beginnt zu tanzen. Vorübergehende bleiben lächelnd stehen und schauen zu. Aber eine Russin kommt und erklärt dem Manne in scharfer Tonart, er dürfe auf der Straße nicht tanzen. Der Bettler hört auf und verschwindet verschüchtert. Wir treffen wieder auf lange Menschenschlangen, und ich frage unsere Führerin nach der Ursache. Sie versucht auszuweichen. Als ich ihr jedoch auf dem Kopf zusage, daß die Leute nach Lebensmitteln anstehen, gibt sie das zu, erklärt jedoch, das läge nur an den Schwierigkeiten des Transportes, keineswegs an der Produktion.

9. August: Wir besuchen die Peter Pauls-Festung und ihre unheimlichen Sträflingszellen. Unsere Führerin hält uns einen Vortrag über den Charakter des jetzigen Gefängnisystems, wo man die Bestraften wieder zu vollwertigen

*) Der Verfasser hat als Student an einer Studienreise teilgenommen, wie sie in Verbindung mit dem russischen Verkehrsamt (Inturist) für Ausländer veranstaltet werden. Die Hauptstationen des Weges waren: Petersburg, Moskau, Nischni-Nowgorod, Wolga bis Stalingrad, Kaukasus, Kiew.

Menschen erziehen wolle. — Wir werden zu einem Standesamt geführt und werden bekannt gemacht mit der Methode russischer Eheschließung und -scheidung. Das hatten wir alles schon in Deutschland gelesen. War es ein Zufall oder ein unbewußt waltender Zwang, daß man uns mehr von der Art der Scheidung der Ehe als von ihrer Schließung erzählte?

10. August: Am Vormittag gehen wir zu Torgsin. Das ist der Laden für die Ausländer. Hier können sie alles Europäische kaufen, dürfen aber nur mit Baluta bezahlen. Die Preise sind kaum höher, als man sie gewohnt ist. Auch Russen können dort kaufen, müssen aber mit Gold bezahlen. Torgsin ist gleichsam das einzige Fenster, durch das man nach Westeuropa schauen kann.

Am Nachmittag besuchen wir ein Kinderheim. Es ist in der ehemaligen Villa eines Grafen untergebracht. In die Brunkräume hat man die eisernen Bettstellen reihenweise gestellt. Die Kinder laufen in Badehofen umher, sehen aber gut ernährt aus. Ein russisches Kind tritt auf Aufforderung der Vorsteherin vor uns hin und sagt: „Ich spreche deutsch. Hier ist es gut.“ Wir merken, daß hier Theater gemacht wird. Ein anderes Kind wird geholt. Sein Deutsch klingt echter. Wir werden neugierig und fragen: „Wo hast Du deutsch gelernt?“ „In Hamburg.“ „Ist Dein Vater Deutscher?“ Da sagt das Kind: „Ja. Aber er darf nicht wieder zurück. Man läßt ihn nicht heraus.“ Diese Antwort hatte sicher nicht im Programm unseres Besuches gestanden. Die Leiterin wird unruhig, das Kind wird sogleich weggeführt.

Wir bringen unsere Photo-Filme zum Verkehrsbüro. Denn der Ausländer muß jede Aufnahme, die er in Rußland macht, auch dort entwickeln lassen.

Gegen abend fahren wir weiter nach Moskau. Wir müssen auf dem Bahnhof durch eine dichte Menschenmenge hindurch. Frauen und Kinder hocken schlafend auf ihren Kiepen und überstehen so die stundenlange Verspätung der Züge. Niemand scheint ungeduldig und ungehalten zu sein, man nimmt es hin wie das tägliche Wetter. — In unserm Wagen haben wir diesmal Matratzen auf den Holzbänken, sogar saubere Bezüge sind darüber gelegt. Will man uns so schon vorbereiten auf den höheren Lebensstandard von Moskau? Trotzdem treffen wir unsere Vorsichtsmaßregeln mit Hilfe von Insektenpulver.

11. August. Moskau: Wir kommen gegen Mittag an, eine Stadtrundfahrt gibt einen ersten Eindruck. Alles sieht gepflegter aus. Der Zustand der Straßen ist etwas besser, auch der der Häuser. Menschenschlangen vor den Läden sieht man nur ganz selten. Neubauten fallen auf, sie haben die Ausdehnung ganzer Stadtviertel. Die Straßenbahnen gehen Tag und Nacht, da in drei Schichten gearbeitet wird.

13. August: Man führt uns in einen sogenannten Arbeiterkulturpark. Der Eintritt kostet 15 Kopfen. Zunächst denkt man, man kommt in ein Vergnügungsetablisement mit Luftschaukeln usw. Aber dann kommt man in stillere Bezirke. Hier ist ein Kreis von Erwachsenden, der sich in Volkstänzen übt und gegenseitig zum Wettbewerbf herausfordert. Hier lebt altes russisches Volkstum. Der Bolschewismus hat es nicht hergebracht, wohl aber weiß

er es geschickt für sich wirken zu lassen. Das spürt man auch an einer anderen Stelle, wo Arbeiter und Arbeiterinnen aus den verschiedensten Teilen des Landes zu einem Gefangest zusammengekommen sind. Ganz unauffällig spielt auch hier der Apparat der Massenbeeinflussung: von roten Tüchern leuchten die Programmpunkte Stalins, an den Wegen stehen Gipsbüsten von Arbeitern, die sich ausgezeichnet haben, Stoffpuppen verspotten Trunkenbolde und Diebe, die bei Namen genannt werden.

Zur Mittagszeit zeigt man uns ein Arbeiterspeisehaus. Es gehört zu den Prachtbauten des neuen Systems. Sein Stil ist uns von Deutschland her nicht fremd. Alles ist hier auf riesige Quantitäten zugeschnitten: die Größe der Speisesäle, die Portionenzahl. Wie Ameisen strömen sie ein und aus. Hier spürt man etwas davon, wie der Lebensstil des Menschen beschaffen sein wird, wenn es einst gelungen sein sollte, den Bolschewismus restlos durchzuführen. Dann hat die Normung aller Lebensbedürfnisse, ihre Befriedigung als planmäßig geregelte Massenveranstaltung das Individuum ausgelöscht. Das individuelle Gesicht ist bloß noch eine Maske, hinter denen Seelen wohnen, die durch die Unentrinnbarkeit des Systems geacht sind wie amtliche Gefäße gleichen Rauminhalts. Vorläufig liegt das Ziel noch in weiter Ferne, und so mancher Fünfjahr-Plan muß bis dahin noch proklamiert werden. Was aber, wenn dann doch jener Russe recht behielte, in dem wir Westeuropäer den größten Kenner und Gestalter der russischen Seele verehren, — Dostojewski! Er ließ vor Jahrzehnten seinen „Untergrundmenschen“ sagen: „Wenn wirklich die zukünftige vernünftige Gesellschaft da ist, so kommt vielleicht einer und sagt: Was meinen Sie, meine Herren, sollen wir nicht die ganze Wohlvernünftigkeit und Ordnung einfach zusammenschmeißen mit einem kräftigen Fußtritt, damit wir wieder nach unserem eigenen Willen leben können? Und er wird Beifall finden.“

15.—18. August: Auf der Wolga. Unser Dampfer fährt etwa 4 Stunden später ab, als der Fahrplan uns versichert hatte. Doch daran gewöhnt man sich langsam. Man wird auf dem Dampfer zu eigenartigen Feststellungen genötigt. Vergeblich sucht man die „klassenlose Gesellschaft“. Die Reisenden der 1. und 2. Klasse sind Soldaten, Fabrikarbeiter und Angestellte. Sie sind durchweg gut ernährt und gekleidet. Eine junge Frau trug an jedem Tage der Reise ein anderes Kleid. In der 3. Klasse fährt die ländliche Bevölkerung, ihre Kleidung sind Lumpen, aus den Gesichtern spricht der Hunger.

Wir kommen durch die Republik der Wolgadeutschen, und viele steigen an Bord. Ich brenne darauf, mit ihnen sprechen zu können. Unsere Führerin erlaubt einigen, zu uns heraufzukommen, bald sind es ihrer acht. Sie sind Nachkommen jener Kolonisten aus der Zeit der Katharina und sprechen deutsch. Einige sind sehr erregt. Sie hatten sich von der Behörde Dollars holen wollen, die amerikanische Verwandte an sie geschickt hatten. Aber man hatte ihnen das Geld nicht ausgehändigt, sondern ihnen nur den Gegenwert in Naturalien in Aussicht gestellt. Ich frage nach ihren Kirchen. Da kommt Feuer in sie. Die Kirchen seien stets voll besucht, versichern sie. Nur hätten sie kein Geld für die

Erhaltung der Kirchengebäude, und würden sie haufällig, so käme die Behörde und risse sie ab. Das sei die Gefahr. Aber einer fügte hinzu, indem er sich trotzig an die Brust schlug: „Meinen Gott werden sie mir doch niemals nehmen können.“

Goethe-Abend im Arndt-Gymnasium.

Von Studienrat Dr. Hermann Christians.

Es gab in diesem Goethe-Jahr so viele Goethe-Feiern, daß manchmal ein leises Unbehagen aufsteigen konnte, nicht etwa, als ob man jemals zuviel Goethe hören könnte, sondern weil man des ewigen Redens „über“ Goethe satt wurde. Aus der Erkenntnis heraus, daß es immer am besten ist, den Dichter selber sprechen zu lassen, wurde die Goethe-Feier des Arndt-Gymnasiums geboren. Der „Literarische Verein“ führte in unserem Festsaal das Fragment „Pandora“ und das Singspiel „Die Fischerin“ auf.

Nur selten haben die großen Bühnen sich an die „Pandora“ herangewagt, es war also ein Ereignis besonderer Art, daß Schüler den Mut fanden, dieses schwere, dem Unvorbereiteten kaum verständliche Werk, das von einer sprachlichen Schönheit ohne gleichen und ein Quell tiefster Weisheit ist, zu gestalten. Wenn es auch von der überwiegenden Zahl der Schüler nicht in seinen Tiefen erfaßt werden konnte — kleine Sextaner behaupteten, sie hätten „alles verstanden“! — es blieb doch eine Ahnung unbergänglicher Schönheit, es blieb die Ehrfurcht vor dem Genius zurück. Die Aufführenden setzten ihre ganze Seele ein und brachten eine Leistung zustande, die, das muß der Berichtstatter bekennen, in ihrem Wollen wie ihrem Können ihm größeren Eindruck hinterließ als einmal die Aufführung des Staatstheaters. Es ist ja aber nicht Ziel eines Laienspiels, irgendwie mit dem „großen“ Theater „konkurrieren“ zu wollen, und gerade in der Andersartigkeit, in der Hingabe des Herzens lag auch der Wert dieser Aufführung, mit der der Literarische Verein sich ein schönes neues Verdienst erwarb, das nicht zuletzt seinem Protektor Dr. Koehler zukommt. Sonst sollen Namen nicht genannt werden — die Heimler stellten in der „Pandora“ wie in der reizend gespielten „Fischerin“ die führenden Rollen —, denn es soll hier nicht um die Züchtung von Schauspielereitelkeit gehen, sondern um Dienst in Demut vor dem Werk, um die Tat, die selbstlos dem höheren Ganzen dient. So mag das schöne Wort aus der „Pandora“ verstanden sein: „Des wahren Mannes echte Feier ist die Tat“!

Sportchule Mirow.

Von Adolf Hilmar von Tippelskirch, Ustaniien.

„Achtung, Ostmarkenrundfunk: Polnische Truppen haben soeben die ostpreussische Grenze überschritten.“ Dieser Titel eines Buches ist der Ausdruck für den schwer empfundenen Druck, der auf uns allen lastet; wir wissen, daß

die Reichswehr allein nicht ausreicht, den Wehrgedanken muß das Volk in seiner Gesamtheit tragen, jeder einzelne muß sich zu ihm bekennen. So kam ich auf die Sportschule Mirow in Mecklenburg, die in den Sommer- und Herbstferien besondere Kurse von 14 Tagen oder 3 Wochen für Schüler über 15 Jahren eingerichtet hat.

Wir kamen hin und merkten, hier weht ein neuer Wind. Der Tag beginnt um 7 Uhr: „Raus!“ Betten fliegen auf, einer schreit nach seiner Turnhose, hastiges Drängen, die einzelnen Stuben treten zur Abteilung zusammen, der Sportlehrer steht mit der Uhr in der Hand: „Stillgestanden! Guten Morgen! Links um! Lauffschritt marsch, marsch“ Dreiviertel Stunden Freiübungen in frischer Morgenluft. — „Wegtreten zum Waschen und Frühstück!“ — Dann Stubenappell. Die Stubenältesten schreien „Achtung“, daß der Schrank in der Ecke sich überlegt, ob er umfallen soll. Ordnung nach militärischer Art haben wir gleich am ersten Tage gelernt.

9 Uhr: „Antreten zum Dienst!“ Grundsatz der Sportschule Mirow ist § 14 der Ausbildungsvorschrift für die Infanterie: „Leibesübungen sind die Grundlage für jede militärische Ausbildung.“ So geht der Vormittag hin. Morgen macht den Körper hart, Turnen und Laufen üben Gelenkigkeit und Ausdauer. 2 Stunden verdiente Mittagspause, und dann weiter Dienst bis 7 Uhr mit kurzer Kaffeepause, abends sitzt man beisammen und plaudert im Kameradenkreise, oder es wird ein Vortrag gehalten, oder wir singen, denn ein Lied beim Marsch ist so wichtig wie ein guter Schuh. Um 10 Uhr ist Zapfenstreich.

Aber doppelten Spaß hat es gemacht, als wir einmal geweckt wurden, und noch keine Sonne zum Fenster hineinschien. „Raus, Nachtalarm!“ Wenn draußen alles im tiefen Schatten liegt, und nur ein paar Sterne durch die Bäume gucken, kommen Gedanken an vergessene Wildwestgeschichten. Man fühlt die Nacht und den aufgehenden Morgen so ganz besonders und wird dies nicht leicht wieder vergessen.

So werden alle die verschiedenen Tungen zu Kameraden und scheiden oft von Mirow als Freunde fürs Leben. Braungebraunt und frisch fuhren wir wieder nach Hause.

Es errangen in diesem Jahre bis zum 15. September 1932

das deutsche Turn- und Sportabzeichen

des deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen

I. Für Männer:

1. Otto Wilhelm Bartels, Staufeu
2. Karl Heinrich von Behr-Negendank, Burgund
3. Joachim von Berg, Burgund
4. Jürgen von Borde, Burgund
5. Luß von Brüning, Wittelsbach
6. Siegfried Hecht, Staufeu
7. Werner Hoffmann, Bähringen

8. Ernst von Kardorff, Burgund
9. Maximilian von Knobelsdorff und Brenkenhoff, Bähringen (zum 2. Male)
10. Alexander Graf Klindowstroem, Babenberg (zum zweiten Male)
11. Gerhard Langenbeck, Staufeu
12. Eben von Mislaff, Bähringen
13. Horst Bey, Staufeu
14. Alchim Momber, Staufeu
15. Walter Müller, Oranien
16. Günther Rimpau, Wittelsbach
17. Horst Werner Ritter, Wittelsbach
18. Hubertus Schlabitz, Oranien (zum zweiten Male)
19. Paul Schwennicke, Staufeu
20. Max Schwerdtfeger, Babenberg
21. Max-Dietrich Senff von Bilsack, Afsanien

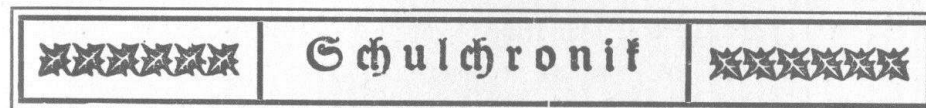
II. Für Jugendliche (Reichsjugendabzeichen)

1. Philipp-Albrecht Aschoff, Afsanien
2. Hans Joachim Abé-Lallement, Afsanien
3. Vike von Behr-Negendank, Burgund
4. Klaus Briste, Oranien
5. Hanno Hufchte, Afsanien
6. Helmut Mohzischewitz, Wettin
7. Georg Graf Berponcher, Afsanien
8. Hermann Schmidt, Oranien
9. Richard Volkmann, Oranien

Weihnachtswettbewerb 1932.

Er soll in der seit Jahren gewohnten Weise stattfinden und erstreckt sich auf Weihnachtshandarbeiten aller Art, die als Geschenke unserer Zöglinge an ihre Angehörigen gedacht sind. Abgabetermin ist Freitag, 16. Dezember, abends 8—9 Uhr. Die mit Kennwort versehenen Arbeiten sind dann im Haus Burgund, Kasino, abzugeben. Die Bekanntgabe der Preise erfolgt vor den Ferien und wird in den Dahlemer Blättern veröffentlicht.

Für den Wettbewerb werden drei Gruppen gebildet: Zur 1. Gruppe gehören die vor dem 1. Januar 1917 Geborenen, zur 2. Gruppe die, die zwischen dem 1. 1. 17 und 1. 1. 20 geboren sind, und zur 3. Gruppe alle nach dem 1. 1. 20 Geborenen.



31. X. Reformationsfeier. Sie war gewidmet dem Andenken an die evangelische Bedeutung Gustav Adolfs von Schweden.

3. u. 4. XI. Aufführung von Goethes Fragment „Pandora“ und des Singspieles „Die Fischerin“ durch den Literarischen Verein im Festsaal der Schule unter Leitung des Protektors, Herrn Studienrat Dr. Köhler.

19. X. Totengedächtnisfeier im Festsaal der Schule, nachmittags 6 Uhr. Die Erinnerungsworte sprach Herr Studienrat Dr. Heienbroef.



Die alten Kameraden



Dr. Fritz Krämer (Oranien 1924—26) hat im November 1930 die erste juristische Staatsprüfung abgelegt und im Juli 1931 zum Dr. iur. promoviert. Er hat sich verlobt mit Britta Björkandel, Stockholm.

Walter Große-Leege (Oranien 1910—14) und Frau Lisbet, geb. Ekby, geben die Geburt ihrer Tochter Marianne bekannt.

Dr. iur. Johann Christoph Kracker von Schwarzenfeld (Burgund 1914—21) in Breslau, Tauenzienstraße 71, zeigt das Hinscheiden seiner Gattin an.

Herr Rittergutsbesitzer Bernhard Sahnke, Berlinchen (Neumark), Vater des Quartaners Fritz S. (Oranien), ist verstorben.

Voranzeige.

Ostern 1933 werden seit der Gründung des Arndt-Gymnasiums und des Heims 25 Jahre verfloßen sein. Wir glauben dieses Ereignis nicht lang- und klanglos vorübergehen lassen zu dürfen, sondern wollen es zu einem Wiedersehensfest der alten Schülerschaft ausgestalten, selbstverständlich in ganz einfachen Formen, wie es die Zeitverhältnisse gebieten. Für die Feier ist als Haupttag Sonnabend, der 27. Mai 1933, in Aussicht genommen mit Vorabend (Theateraufführung im Arndt-Gymnasium) am 26. Mai. Sonntag, der 28. Mai, soll den Alt-Heimlern allein gehören. (Da am 25. Mai Himmelfahrt ist, wird das ganze Fest von 2 Feiertagen eingerahmt sein.) Nähere Nachrichten werden wir an dieser Stelle in den folgenden Nummern bringen.

Wir bitten dringend, uns Anschriftenänderungen mitzuteilen.

Kurator Dr. Richter.



Dahlemer Blätter

Weihnachts-Nummer

Nr. 8/9

11. Jahrg.

Dez./Jan. 1932/33

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Der Baum mit den sieben Kerzen.

Von * * *.

Auf dem Gute S. in B. lebte ein alter Wächter, er hieß allenthalben „de olle Bending“. Aber das Beiwort „olle“ hatte in seinem Falle nicht den leisesten Beiklang von mitleidiger Geringschätzung, die sonst in unsern Tagen so dem Alter gegenüber üblich ist. Wenn seine hohe, starkknochige, nun schon etwas gebückte Gestalt auf ihrem Dienstgange im Stalle sichtbar wurde, blieb auch bei den vorlauten unter den jüngeren Leuten manches Wort ungesagt. Wo er in seinem langen, verwitterten Mantel erschien, polternd und schiver im Schritt, wortfarg, aber mit seinen Augen, die alles sahen, geschah es, daß manches unterlassen wurde, wozu Läufigkeit und Anlust im Augenblick verführen wollten. Etwas wie Würde war um ihn, die jeder verspürte, und wer sich gegen sie auflehnte, stieß bald an die Schranke, die er stets richtig zu setzen wußte. Er gehörte zu jenen Naturen, die in den jeweiligen Umständen sogleich den sinntragenden Keim zu finden wissen und darum mit wenigen Worten viel zu sagen vermögen. Seine treffenden Bemerkungen waren ebenso gefürchtet wie beliebt. Was „de olle geseggt“ hatte über dies und das, wurde bald darauf weitergetragen durch die Ställe und Scheunen und bestimmte unbebewußt die umherflatternden Meinungen

*) Ein alter Dahlemer Freund schenkte uns diese Weihnachtsgeschichte. Wir kommen seiner ausdrücklichen Bitte nach, den Verfasser und die näheren Umstände zu verschweigen.
D. Red.

der andern. Er war der Letzte von denen, die einst mit ihm gleichaltrig gewesen waren. Einsam ragte er aus den Lebenden heraus wie ein alter Baum. Dies schon bedingte seine Einsamkeit, wenn sie nicht auch in seinem Wesen und in seinem Schicksal gelegen hätte. Selbst der Pastor im Dorfe war vor ihm nicht ganz sicher. Die Frömmigkeit des alten Mannes stand außer Zweifel, aber sie war nicht ohne Stacheln. Seine protestantische Seele hatte sich ihren eigenen Weg zu Gott gesucht und war dabei zu Vorstellungen gekommen, die in mehr als einer Hinsicht an sein eigenes Wesen erinnerten. Gott regierte die Erde für ihn so, wie er nachts den ganzen Gutshof bewachte. Persönliches Schicksal, die einsamen Wege durch die Nacht, die der hohen und schweren Regungen Mutter ist, seine Uranlage, hinter den Dingen und Ereignissen die große Ruhe ewiger Ordnung und Absicht zu vermuten, hatten ihn wahrhaft fromm werden lassen. Das bewirkte, daß eine Weltüberlegenheit von ihm ausging, von der die anderen immer seine Ruhe und Sicherheit, zuweilen seine Weisheit als Abglanz vernehmen konnten, wenn sie mit ihren Nöten zu ihm kamen. Seine wache Verbundenheit mit allem Menschlichen um ihn ließ ihn ein Auge haben für jede Situation, die für ein förderliches Wort reif war. Im übrigen dünkte solchen, die ihn etwas zu kennen glaubten, als wenn er ein Leben mit irgendeinem Bezug auf sich selbst nicht mehr führte. Er war im langen Dienst ergraut. Freude an der Arbeit und an der Pflicht schien die letzte Triebkraft zu sein, die seine alten Knochen noch immer im Gange erhielt. Sie ließ seinen Geist und Willen nicht müde werden für das Gesamtwohl des Hofes, mit dem er sich in einer etwas herrischen und zuweilen schwierigen Weise und doch mit unendlicher Treue gleichsetzte.

Für die Weihnachtszeit waren seit Jahren einige Sonderheiten von ihm bekannt geworden. Mit stillschweigendem Einverständnis des Försters holte er sich eigenhändig seinen Weihnachtsbaum und zwar immer aus der gleichen Schonung. Dies war eine Angelegenheit vieler Stunden. Denn er sägte nicht nur den ihm passenden Stamm ab, sondern ging suchend all die Stellen ab, wo er in früheren Jahren ein Bäumchen entnommen hatte. Er pflegte eine Weile sinnend vor den einzelnen Stümpfen zu stehen, als hätte er etwas verloren, im Weitergehen zum nächsten zählte er. Ein Eleve, der sein Treiben im vorletzten Jahr zufällig belauscht hatte, hörte, wie er nach der Zahl 18 murmelnd nach Hause gegangen war mit dem neuen Baum unter dem Arme. Am Vormittag des 24. Dezember holte er eine alte Holzhutse unter dem Bett hervor. Sie war noch aus der Zeit, wo seine Frau noch nicht gestorben, zwei von seinen Söhnen noch nicht im Kriege gefallen, wo sein jüngstes Kind spielend noch nach den Lichtern haschte und die beiden andern, die jetzt verheiratet in einer fernen Stadt lebten, noch zur Schule gingen. Mit einer gewissen Umständlichkeit befestigte er den kleinen Baum in der grünen Bank, holte ein schneeweißes Tisch Tuch hervor, breitete es über seine Kommode aus, die er dafür abgeräumt hatte. Hierauf brachte er mit seinen zitternden Händen sieben Kerzen an, deren Länge er in eigenartiger Weise bestimmte. Eine ließ er unbeschnitten und setzte sie an die höchstmögliche Stelle in der Spitze. Die zweite verkürzte er ein Stück, sie fand ihren Platz etwas tiefer im Baum, jedoch so, daß die anderen fünf in einer Art von Kreis etwas weiter unten herum zu stehen kamen. Von diesen fünf Lichtern schnitt er wiederum ein noch größeres Stück ab, aber ganz kleine Unterschiede in der Länge ließ er auch hier noch bestehen. Dann reinigte er sein Zimmer von den umherliegenden Spänen und Zweigen, wie überhaupt Ordnung und Sauberkeit für ihn unentbehrlich waren. Allen Fragen der Mädchen nach dem Sinn dieser sonderbaren Längenverhältnisse seiner sieben Kerzen begegnete er abweisend und knurrend über das neugierige „Wiebstück“.

Wenn spät am Abend die Stunden der offiziellen Weihnachtsfeier im Gutshofe verklungen waren und er seine erste Wächterrunde hinter sich hatte, die er heute weiter auszudehnen pflegte als sonst, kehrte er still in sein Zimmer zurück. Sorgfältig verhängte er sein Fenster, zündete mit unsicheren Bewegungen die Kerzen an, setzte sich in den knarrenden Lehnstuhl, rief seinen Hund, der genau wußte, welche Stellung an den Knien seines Herrn er einzunehmen hatte, und sah in die brennenden Lichter. Der Schein der sieben Flammen spielte flackernd in seinem Gesicht. Wenn die fünf Kerzen zur Reize gingen, so daß die verlöschenden Feuerzungen wie in Angst auf- und niedersprangen, wurde er unruhig. Dann schien es, als rief er Namen. War das letzte der fünf Lichter verzuckt und ausgeglimmt, blies er die beiden größeren Lichter aus. Er streichelte seinen Hund, ergriff das Schlüsselbund, nahm den schweren Krückstock und ging hinaus. Nun war er wieder der alte Wächter, der dienend nur nach draußen lebte. Von der fernen Vergangenheit seines Lebens war er zurückgekehrt, die Weihnacht nahm seine Gedanken bergend zurück in ihre Dunkelheit. — Im Frühjahr 1931 starb er. Nie wieder brannte in seinem Zimmer der Baum mit den sieben Kerzen.

Vor-Weihnachten in den Straßen der großen Stadt.

Von Dieter Ginz, Staufen.

Hier muß alles zu einer Frage des Geldes werden, denn die große Stadt lebt davon, daß gekauft wird. Für ihre Straßen ist die Vorbereitung auf Weihnachten nur ein wirtschaftlicher Vorgang. Jährlich ist es in diesen Wochen das gleiche Bild, aber die Stimmung der Menschen färbt es mit mehr Hoffnung oder mehr Bedrücktheit, je nach der Zeit. Immer erscheinen in den Schaufenstern die gleichen Symbole, die brennenden Kerzen, die grünen Tannenzweige. Sie beziehen sich auf alles, was gekauft werden kann, von der Wurst bis zur Grammophonplatte, vom Honigkuchen bis zur Metallarbeit. Sie locken an und werben und haben ihren Sinn erfüllt, wenn drinnen an der Rechenmaschine die Knöpfe klirrend die Ziffern aufspringen lassen mit dem Schilde davor: Ihre Zahlung.

Der Handel in den Straßen selbst geht schon etwas persönlicher vor sich. Der Kauf der Weihnachtsbäume hat sogar noch etwas Gemütliches an sich. Da liegen sie in dicken Haufen oder stehen in langen Reihen. Der Händler bewacht sie, und wenn er sein Geschäft richtig versteht, unterläßt er nicht, die Wahl des Baumes mit einigen guten Ratschlägen zu versehen oder mit einem Straßenvitz zu würzen. Noch haben die Bäumchen die Untwertschaft auf Weihnachten, auf die Möglichkeit, Zauber irgendwo in ein Zimmer zu bringen.

Die Händler der anderen Sachen sind voll Unruhe, der Tag ist für sie ein Kampf um den Absatz. Was ihnen heute nicht gelungen ist, muß morgen nachgeholt werden. So freischen ihre Stimmen bis zur Heiserkeit. Hier dieser Stand ist besonders dicht umdrängt. Auf einem klapprigen Auto steht der Händler. Unaufhörlich schreit er sein Angebot in die vorüberflutenden Menschen hinein, sucht sie zum Aufmerken zu bringen. Seine Stimme ist schon wie ein Reibeisen, so rauh gebrüllt. Er bietet Schokolade an, ein Helfer reicht ihm die Tüten hinauf. Im Halbkreis umstehen die Leute den Wagen, einige bröckeln wieder ab, andere nehmen ihren Platz ein. Dieser Händler versteht sein Handwerk, er ist ein kleiner seelischer Trommler, der um seinen Stand herum die Atmosphäre zu schaffen vermag, die er braucht. Er scheut sich auch nicht, einzelne von den Zuhörern „hochzunehmen“, wenn er das Gefühl hat, damit einem

Käufer das letzte Zögern beseitigen zu können. Dicht am Wagen steht eine Frau schon eine ganze Weile, mehr als einmal hat sie unschlüssig die Ware geprüft. Soll sie kaufen? Der Mann auf dem Wagen hat das natürlich schon längst gemerkt und läßt sie nicht aus den Augen. Jetzt streckt er ihr schnell die gefüllte Tüte hin und ruft: „Na, junge Frau?“ Sie ist überrascht, schaut verlegen zu Boden. Der Händler läßt plötzlich von ihr ab und spricht zu den andern weiter. Ist er so sicher, daß er sie schon hat? Sie streckt plötzlich mit hastiger Gebärde das Geld hin, nimmt die Ware und verschwindet. — An den größeren Plätzen steht Bude an Bude. Hier glitzert es von Christbaumschmuck aller Art, riecht es nach Honigkuchen. Das sind noch die kapitalkräftigen von den Straßenhändlern. Wer sich einen solchen Stand nicht leisten kann, weil er Miete kostet, steht da mit einem Stuhl oder Tisch, oder läßt die Hampelmänner von feinen Armen herunterbaumeln. Im kalten Licht der Spirituslampen warten sie Stunden um Stunden. Die Ärmsten in dieser sozialen Stufenleiter sind die kleinen Jungen, oft kaum achtjährig. Mit ihrer dünnen Stimme, fröstelnd und müde, bieten sie Weihnachtskarten an, fünf Stück für 10 Pfennig. Und wie aus Andersens Märchen trifft man da auch noch das kleine Mädchen mit den Bündelhölzern.

Bedrückender Gegensatz, wenn man dann wieder vor den breiten Schaufenstern der großen Geschäfte steht. Hier gibt es keinen Kampf um den Groschen. Die runden Zahlen der Preise wenden sich an den Wohlstand. Hier fehlt die Aufschrift der Buden: „Arbeitslose 10% Nachlaß“. Bei Lieb ist das Weihnachtszeichen, der Christbaum, ins Kolossale gesteigert. 22 grüne Riesen stehen da, durch zwei Stockwerke reichend. Sie sind aber bloß aus Pappe.

Ich komme an die Spree. Im Schatten der hohen Ufermauer liegt eine Obstzille. Still ist es bei ihr. Die Umrisse heben sich nur schwach aus dem Dunkel. Hinten beim Ruder dringt Licht aus einem kleinen Wohnraum. Wohlthuend wirkt der matte Lichtschein nach all dem Glanz von vorhin.

Alm-Weihnachten.

Von Albert Müller-Hauff, Burgund.

Mit rasselnden Schneefetten und einem wohlklingenden „Latütate“ fuhr unser Omnibus in das stille Dorf ein. Hallo, da wurden wir schon von Maxl und Kurt Preisfänger, meinen alten Schulkameraden, begrüßt. Und da war ja auch Faver Bachmahr, mit dem ich früher auf Floß und Paddelboot den See unsicher gemacht hatte. Ich stellte meinen Freunden Kai, den Hamburger, vor, der, wie ich wußte, aus seiner Steifheit erst nach ein paar Gläsern Grog herausging. Der lustige Faver, ein kleiner stämmiger Bayer, holte gleich meine und die vor Neugier strahlenden Schier Kais vom Verdeck des Wagens herunter, und unter Lachen und Plaudern ging's hinüber zur Preisfängervilla, in der die elternlosen Maxl und Kurt die Ferien verbrachten. Faver pläzte gleich mit seiner Ueberraschung heraus: „Du, wir ham vom Alpenvereinshuber den Schlüssel zur Niederalm kriegt! Da feiern wir natürlich droben, gel?“ Begeistert stimmten wir alle zu, besonders ich, der ich mir immer schon eine Bergweihnacht fern von der Stadt gewünscht hatte. Nur Kai fragte mißtrauisch, wie man bei dem tiefen Schnee denn dahinauf kommen solle. Faver und Kurt beruhigten ihn und versprachen, ihm noch heute die nötigen Kenntnisse im edlen Schilaußen zu vermitteln.

Die Niederalm war im Winter geschlossen, und so sollten Maxl und ich schon heute, einen Tag vor dem Fest, einmal hinauf, um die Hütte ein wenig wohnlich zu machen.

Mit einer Holzschaukel schoben wir den Schnee vor der niedrigen grünen Tür ein wenig beiseite, Brennholz hatte schon im Sommer der Hüttenwart gespalten, und nach langen vergeblichen Mühen hatten wir ein Feuer zustande gebracht, das gleichzeitig den schiefen Eisenherd und den bis an die tiefe Decke reichenden grünen Kachelofen heizte. Fünf Mattagen mit Decken waren bald aus der Tenne geholt und zurechtgemacht. Während ich das Kochgerät in Stand setzte, die Stube auskehrte und zum Wasserholen das Eis auf dem Hohlbaum zererschlug, der im Sommer als Tränke für die Kühe diente, stieg Maxl mit seinen Brettern hinüber zur Prinzenschonung, um einen Weihnachtsbaum zu schlagen. Der herzogliche bayerische Oberförster hatte uns bereitwilligst die Erlaubnis gegeben, uns sogar eine junge Silbertanne zu holen. Die wurde dann zurechtgeschlagen und auf den schweren Eichentisch in der gemütlichen Kammecke gestellt.

Als gegen Mittag Faver mit einem großen Weihnachtsrucksack erschien, und wir die Hütte über Nacht in sicherer Hut wußten, legten Maxl und ich über den kahlen Südhang in sauberen Stammbögen wieder hinunter, am abgebrannten Raiterbaurhof vorbei, ein Stückchen durch Hochwald und dann im Schutz über die Wiesenhänge, die sich hinter dem Dorf hinaufzogen. Die Lattenzäune, die einzigen Hindernisse, wurden im Winter stellenweise unterbrochen, seit immer mehr Fremde aus der Stadt heraufkamen, um sich auf den flachen Hängen zu tummeln.

Herrlich war es jetzt, nach den langen Schulmonaten wieder einmal so frei und unbeschwert die scharfe Luft zu atmen, fast losgelöst über den unberührten Neuschnee dahinzuliegen. In tiefer Hocke, Fäuste ans Knie gepreßt. Ein zartes Wölchchen von Pulverschnee stiebt unter den Bretterenden hervor, bei Schwingen hochaufwirbelnd. Wasser treibt der Fahrtwind in das gespannte Auge. Mit der klaren Luft sog man das Gefühl des Ungebundenseins und der Belebung seiner Kräfte in sich. Nach einer knappen Stunde, die wie Minuten rasch vergangen war, sahen wir die ersten Schihasern, die sich heraufgetraut hatten, von der Jugend des Ortes in Respektsentfernung sichernd verfolgt, und bald standen wir nach einem eleganten Umschwung Kristiania im Dorf, das voller Weihnachtsleben und Fremdenrummel war. Vor dem Bavariahotel, das Faverts Tante gehörte, stand der rote Landomnibus, der eben einen Schub lachender und festfroher Städter entlud. Uns interessierte jedoch mehr, was unter der Plane auf dem Dache hervorschaute. Wir halfen dem Postamtman, der schon uns Abc-Schützen — damals noch als „Postagenturhelfer“ die Briefe gebracht hatte, beim Herunterholen der Pakete, in der festen Ueberzeugung, auch die unsrigen dabei zu finden. Immer länger wurden unsere Gesichter, als sich diese Vermutung als falsch herausstellte, und wir die bedauerliche Kunde nach Hause bringen mußten, wo Kai gerade seinen Rucksack mit unaufsäbbaren Seemannsknoten verschnürte, und Kurt in Umbetracht des zu erwartenden Neuschnees seine und Kais Bretter warvelte.

Zeitig gingen wir zu Bett, da Kurt und Kai schon am frühen Morgen aufbrechen mußten, um mit Faver droben die letzten Vorbereitungen zu treffen. Maxl und ich wollten noch bis zu Mittag unten bleiben, um das letzte Postauto vor Heiligabend abzuwarten und dann mit allen noch ausstehenden Briefen und Paketen am Abend als Christkindchen hinaufzukommen. (Uns beiden traute man die größte Zuverlässigkeit im Nichtvorheröffnen der Pakete zu.) Und wirklich brachte der hochbeimige Daimlerpostwagen um drei Uhr Briefe und vier dicke Pakete. Da eines von ihnen rund war und dazu noch einen

blechernen Ton hatte, ahnte ich Gutes, und als ich gar als Absender „Haeberlein, Nürnberg“ las, war ich sicher, daß darin mein Lieblingslebkuchen sein mußte. (Am Abend stellte sich heraus, daß der Inhalt eine Sorte aus dem mir verhassten Marzipan war.) Wir blieben also fest, ließen alle Sachen ungeöffnet in den Rucksäcken verschwinden, ich steckte noch meine etwas asthmatische Ziehharmonika dazu, und dann machten wir uns auf den Weg. Diesmal wählten wir den zwar steileren, aber kürzeren, der an der St. Quirinskapelle vorbei, lange Zeit durch Wald, über den einsam hochgelegenen Schwaighof zur Niederalm führte.

In dem engen Hohlweg kamen wir erst langsam vorwärts, da wir viele Bauern überholen mußten, die auf dem Weg zur Messe waren; echte Leibtshpen, mit schwarzen Falkenröcken und engen hochgeschlossenen Miedern mit Puffärmeln, auf dem Kopf den flachen dunkelgrünen Filzhut. Es dämmerte schon, als wir an der von Kerzen hellerleuchteten Barockkapelle vorbei in den dunklen Wald hinauszogen. Ein scharfer Wind schüttelte die wie finstere Recken aufragenden Fichten und bog von Zeit zu Zeit ihre Kronen auseinander, so daß die grauschwarzen Schneewolken durchblickten. Obwohl der Weg recht mühsam war, zum Teil vereist, zum Teil von gefällten Bäumen versperrt, waren wir bester Laune. Maxl erzählte von den Veränderungen im Dorf, seit ich nicht mehr dagewesen war; wir kramten in alten Erinnerungen aus unserer gemeinsamen Schulzeit, und bald waren wir am Gatter des Schwaighofs angelangt. Von weitem schon hörten wir eine Bärenstimme ein Lied singen, und bald erkannten wir, daß uns der alte hagere Oberförster entgegenkam, der, zwar recht falsch, aber desto inniger und lauter singend, wohl vom Besuch auf dem Schwaighof kam und durch den tiefen Schnee heimtapfte. Er hielt nichts „von die moderne Brettlin“, wie er die Schier nannte: Sein ehemaliger Herr, der Herzog in Bayern (ausdrücklich in, nicht von) war auch nicht Schi gefahren! Wir bedankten uns nochmal für den schönen Baum, den wir ihm schuldeten, wünschten dem alten Junggesellen einen gemütlichen Abend drüben im Hofkeller, und zogen munter weiter hinauf. Am Schwaighof, einem alten Holzbau mit kunstvoll geschnitzter Galerie, sahen wir durch zwei herzförmige Löcher in den gemalten Fensterläden den flackernden Schein eines Christbaumes.

Der nun steilere Weg ließ unsere Unterhaltung bald versickern, und man hörte nur noch den eigenen Atem und das gleichmäßige Schicht Schicht unserer Schier im samtweichen Neuschnee, in dem sich manchmal halbverschneite Wildfährten abzeichneten. Langsam fallende Schneeflocken breiteten eine stille Ruhe um uns, nur selten unterbrochen von Schneebakern, die von überschweren Zweigen dumpf zu Boden rutschten.

Drei Stunden nach der Begegnung mit dem Förster öffnete sich die letzte Schneise zu einer kahlen Hochfläche: die Niederalm. Das Schneien hatte aufgehört, und wir erkannten droben die Lichter unserer Hütte, die sich wie blasse Sterne vom grauschwarzen Himmel abhoben.

Eine halbe Stunde später hatten wir unsere Bretter in den Heustadel gestellt und öffneten die Tür zu einer hellerleuchteten Stube, aus der uns eine harzige und wohlriechende Weihnachtsatmosphäre entgegenschlug. Unter begeisterten Ah- und Oh-Rufen der drei anderen, die sich teils mit Kerzen aufstecken, teils mit „Kochen“ befaßten, packten wir unsere Gaben auf dem Tisch aus und richteten uns gemütlich ein.

Bald saßen wir vergnügt um den Baum herum in der behaglichen Kamin-ecke. Die flackernden Lichter malten unruhige Schatten auf die braunen Holz-wände, und bläuliche Rauchschwaden schmiegteten sich um das silbergraue Bäumchen.

Faber, mit seinen vom Vater ererbten „Wildledernen“, die er auch im Winter mit langen grünbestickten Strümpfen trug, und seinem Zanfer mit alten Maximiliansthalern als Knöpfen, erhob sich umständlich und feierlich und begann halb verlegen, halb tief bewegt plötzlich die Weihnachtsgeschichte aufzusagen. Wir anderen waren in dem Augenblick nicht ganz darauf vorbereitet, ich half, indem ich mein Seemannsklavier ergriff und einige Weihnachtslieder spielte, die alle mitsangen.

Mit dem Eifer der Neugierde machten wir uns nun nach einer Pause über die Pakete her und entdeckten darin köstlich duftende Herrlichkeiten. Für mich folgte die Enttäuschung mit den vermeintlichen Lebkuchen, für die ich allerdings durch einen dampfenden goldigroten Grog entschädigt wurde, den Kai aus dem verfallten Kessel gezaubert hatte. Er versorgte uns alle damit, schmolte dabei seine Schagpeife mit „Bremerflagge“ Toback und packte mit ollen Hamburger Kamellen aus. Wir plauderten von unseren Erlebnissen in den beiden letzten Jahren; Faber und die Preisingerbuben berichteten die schwindelnden Zahlen ihrer Berghöhenrekorde, während Kai und ich die nasse Seefahrt über alles priesen. In edlem Kommunismus griffen wir dabei in alle Pakete, förderten Kefse, Feigen und Äpfel zu Tage und dachten dann an Eltern und Geschwister, die sie liebevoll verpackt hatten und wohl zur selben Stunde fern drunten in der Stadt beim Christbaum saßen.

Mit knisterndem Aufklappen verlosch eine Kerze nach der anderen — die letzte ließ die verqualmte Kamin-ecke in feierlichem Halbdunkel und ging bald mit einem Hauch aus. — — Als dann die gleichmäßig tickende Schwarzwalduhr in ihrem Inneren ruckte, sich die Klappe öffnete und der Kuckuck die dritte Morgenstunde rief, standen wir auf und wickelten uns in die warmen Decken, nachdem der vorsorgliche Faber noch ein paar Holz-scheite aufgelegt hatte. Der Ke gel einer Taschenlampe huschte kurz über die krummen Deckenbalken — ein allseitiges „Gutnacht!“ — und bald schliefen wir fünf ein.



Schulchronik



Weihnachtsferien vom Donnerstag, 22. Dezember, bis Donnerstag, 5. Januar. Reisetag ist Mittwoch, 4. Januar.



Die alten Kameraden



Dr. Hans Dietrich von Arnswaldt (Oranien 1915—23) hat im Dezember die zweite juristische Staatsprüfung bestanden.

Werner Seidel (Bollern 1918—22) zeigt seine Verlobung an mit Frä. Ursula Fuhrmann. (Leipe bei Münsterberg, Kr. Frankenstein. Schlesien.)

Voranzeige.

Am Sonnabend, dem 28. Januar 1933, begeht der Ruderverein am Arnst-Schulturnplatz im Festsaal der Schule sein diesjähriges

Winterfest,

wozu er seine Freunde und deren Angehörige hierdurch herzlich einlädt. (Bitte beachten: 28. Januar!! In den Jahresberichten des Vereins wurde das Datum leider vertippt.)



In Verbindung mit den Vorbereitungen auf unser 25 jähriges Jubiläum hat die Stiftung ein Rundschreiben an den weiten Kreis der Landelternschaft gerichtet. Für ihre Söhne war Dahlem vom ersten Tage an ganz wesentlich gedacht, und es ist eine der schönsten Erfüllungen in der Geschichte der Anstalt, daß die Landelternschaft uns ihr Vertrauen in so reichem Maße entgegengebracht hat. Von dem Dank dafür will das Rundschreiben Kunde geben. Der Wortlaut des Schreibens wird in der nächsten Nummer zum Abdruck kommen.

Dem Briefe ist ein gedrucktes Verzeichnis aller ehemaligen Heim-Schüler beigelegt, die bisher am Arndt-Gymnasium das Reisezeugnis erworben haben.

Wer dieses Abiturienverzeichnis haben möchte, schreibe eine Postkarte an die Geschäftsstelle der Richterschen Stiftung, Berlin-Dahlem, Königin-Luisestraße 100 a.

An unsere Elternschaft!

Wir teilen ergebenst mit, daß das Alumnatsgeld mit Beginn des neuen Schuljahres (also ab 1. April 1933) nochmals herabgesetzt wird und zwar unter Staffelung je nach der Klassenstufe.

Das Alumnatsgeld wird ab Ostern 1933 betragen:

- | | |
|--|----------------------------|
| a) für Sextaner, Quintaner und Quartaner | Monatsrate 115,— <i>RM</i> |
| b) für Tertianer und Untersekundaner | Monatsrate 120,— <i>RM</i> |
| c) für Obersekundaner und Primaner | Monatsrate 125,— <i>RM</i> |

In unseren Aufnahmebedingungen heißt es: „Dem Wesen der Anstalt, als einer von Staatsorganen verwalteten gemeinnützigen Stiftung entspricht es, daß das Alumnatsgeld jederzeit so niedrig gehalten wird, wie es die Umstände irgend erlauben.“ Ein wichtiger Teil dieser „Umstände“ drückt sich in den amtlichen „Reichsindexziffern für die Lebenshaltungskosten“ zahlenmäßig aus. Bis zum Dezember 1931 betrug die Monatsrate des Alumnatsgeldes 145,— *RM*, vom 1. Januar 1932 an trat, entsprechend der Indexsenkung eine Herabminderung auf 130,— *RM* ein. Da seitdem der Index, wenn auch in wesentlich geringerem Maße, weiter gesunken ist, können wir zum 1. April 1933 eine weitere Verbilligung des Alumnatsgeldes nach dem oben genannten Staffeltarif verantworten.

Es ist selbstverständlich, daß diese Kostenherabsetzung nicht etwa mit irgendwelchen Minderungen der Leistungen der Anstalt erkauft wird. Wir werden im Gegenteil z. B. auf dem Gebiete der Verpflegung, wo es für die wachsende Jugend ja kaum ein Zubiel geben kann, eine weitere Bereicherung eintreten lassen, wofür die Mittel durch interne Umstellungen unseres Stats frei gemacht werden.

Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß sich auch die diesmalige Herabsetzung nur auf das (stiftische) Alumnatsgeld bezieht, nicht auf das (staatliche) „Schulgeld“, das der Staat, ohne unsere Mitwirkung, für alle höheren Staatschulen gleichmäßig allein festsetzt. Das „Schulgeld“ beträgt mit Rücksicht auf die bedrängte Lage der Staatsfinanzen nach wie vor im Normalfalle 20,— *RM* monatlich.

Das Kuratorium der Richterschen Stiftung
gez. Richter.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 10

12. Jahrg.

Januar 1933

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

An unsere alten Freunde!

Unsere Leser wissen aus den beiden vorhergegangenen Nummern, daß unsere Anstalt der Vollendung der ersten 25 Jahre ihres Bestehens entgegengeht. Wir sind uns wohl bewußt, daß ein solches Erstjubiläum einer immer noch jungen Anstalt für Außenstehende eine recht univichtige Angelegenheit ist, noch dazu heutzutage, wo eigentlich jedem der Kopf und das Herz bis zum Zerspringen erfüllt sind von den harten Sorgen und den drängenden Forderungen der Gegenwart und der undurchsichtigen Zukunft, diesen Sorgen, die sich ebenso auf das Schicksal der ganzen Volksgemeinschaft wie auf das der eigenen Familie und der eigenen Person beziehen. Die Zeitverhältnisse sind also wirklich nicht dazu angetan, die innere Muße und stimmungsmäßige Neigung zu besinnlichem Rückblick auf vergangene Dinge intimerer Art zu befördern. Und doch meinen wir, daß wir als Schriftleiter der „Dahlemer Blätter“ die Pflicht haben, unseren alten Freunden zuzurufen: Für Euch, die Ihr wichtigste Jahre Eurer Jugend in Dahlem verbracht habt, ist unser Jubiläum trotz allem eine wichtige Angelegenheit, denn für Euch ist es ein Familienfest.

Heute bringen wir Euch nun, als ersten Auftakt zu diesem Familienfest, gewissermaßen eine „Stammrolle der Familienmitglieder“ ins Haus, nämlich ein Verzeichnis unserer bisherigen Abiturienten von Anbeginn bis 1933. Wir sind überzeugt, daß den meisten von Euch beim Durchblättern eine „Fülle der Gesichter“ aufsteigen wird, und daß die Geister der Vergangenheit stark an Eure Herzen anpochen werden, mögen diese Herzen sonst noch so ausschließlich von Gegenwartsorgen und Gegenwartsämpfen ausgefüllt sein.

Kurator Dr. Richter.

Ein „Verzeichnis“ — oder mehr?

Wenn man älter wird, macht man von Zeit zu Zeit Lebensinventur. Das ist die Feststellung von Soll und Haben im erinnernden Ueberschlag. Man räumt nach rückwärts auf, um besser zu wissen, was man auf den weiteren Weg nach vorn mitnehmen muß. Es gilt für den Einzelmenschen so gut wie für Institutionen. So ist unser „Verzeichnis der Abiturienten“ entstanden. Dies ist nun also unsere Ernte in 25 Jahren.

Ernte?, ein Register von Namen? Jedes Verzeichnis ist zunächst stumm und bedarf der Deutung. Es verrät die Fülle des Lebens, die es ordnend umspannt, ebensowenig, wie eine naturwissenschaftliche Formel die mögliche Dynamik individuellen Geschehens vorstellbar macht. Blättert ein Außenstehender durch die 15 Seiten und liest im wörtlichen Sinne von A bis Z, so wird der soziale Hintergrund auf ihn nicht ohne Eindruck bleiben. Aber durch die langen Reihen hindurchzubringen, die alle den Vermerk „bestanden“ tragen, das kann er nicht. Hinter die Reihe schaut nur, wer irgendwie dazu gehört. Für ihn wird sie Ausdruck eines Lebensabschnittes, dessen anschauliche Bilder mit vielen Einzelheiten auftauchen. Jeder hat dann fast den gleichen Bilderschatz, aber die ganz geheimen Farbtöne darin sind allerprivatester Besitz.

Wer selbst in dieser „Sammrolle“ steht und sich hier liest, gleitet über die ihm bekannten Namen, als hielte er Schulmusterung. Als würde noch einmal das Klassenbuch aufgeschlagen und durch Namensaufruf die Anwesenheit festgestellt. Und sie sind noch alle da bis auf die, die der Krieg als Opfer forderte. Und wenn man es in einer stillen Stunde tut, wo sich die Geister der Vergangenheit besser rufen lassen, und man liest mit lauter Stimme, so hört man das „Hier“ erinnernd wieder. Sein „Hier“, hinten von der Bank in der Ecke oder vom Fenster, je nachdem, wo sein Stammplatz war. Er erhebt sich wie früher in jener Haltung und Gebärde, die ihn kennzeichnete. Ja, da ist er wieder. Keine Zeit konnte ihn vergessen machen, es bedurfte nur des Anstoßens. Verweilt man noch länger bei ihm, taucht irgend eine Situation auf, die ihn betrifft. — Eigenartig, warum man gerade diese behalten hat! Nach welcher Regel sucht eigentlich das Gedächtnis aus unter den Eindrücken? — Am lebendigsten werden die Namen, mit deren Trägern man jahrelang im Hause zusammen lebte. Und dieser hier? Jetzt weiß ich es erst richtig. In meinen Tertianerjahren war er eine Zeit mein heimliches Ideal. So wollte ich auch später als Primaner sein, so groß, so stark, so überlegen, so sieghaft. Wie wurde ich verlegen und stolz zugleich, wenn er mich ansprach. Ist er nicht in jenen Jahren mein stärkster Miterzieher gewesen, ohne daß er es auch nur ahnte! Ich habe dir noch nie gedankt, du schönes Heroenbild aus meiner Knabenzeit. Und da ist ja auch er! Schon sein Spitzname verriet seine Lammesgeduld, aber seine Kenntnisse waren gut. Wie oft hat uns das Bäckchen des Uebermuts in seine Nähe gelockt. Manchmal aber schämten wir uns doch ein bißchen, wenn der Ernst der Arbeitsstunde kam und wir ihn um eine geistige Anleihe bitten mußten in rebus mathematicis. Doch genug! Welches Buch würde dich genug

sein, all die erlebten Schätze berichtend zu sammeln. Mag das Verzeichnis Anlaß sein, darin für sich zu stöbern. Es ist für den Wissenden ein Bilderbuch vom Menschen, ein Teil der Charaktergalerie, die jeder im Laufe seines Lebens erfahrend, erleidend zur inneren Begleitung erhält.

Aber wir müssen noch einen Kreis von Lesern nennen, der nicht darin steht und doch dazu gehört. Das sind die Hauseltern. Einige von ihnen blicken nicht mehr hinein, denn sie sind tot. 25 Jahre sind nach dem Maßstab der Jugend nicht viel, doch vom Alter aus gesehen sind sie als Arbeitszeit ein großer Betrag, den zu bezahlen wohl über die Lebenskraft gehen kann. In der Jugend weiß man das noch nicht, weil das Gefühl der Lebensdauer dann noch ohne Grenzstimmung ist. — Wenn die Hauseltern die Namen lesen, rückt jeder ihrer früheren Hausöhne wieder in die Reihe der täglichen Tischgemeinschaft hinein. Wie die Schüsseln in der Runde gehen mit der Gabe für jeden, so hatte man Freud und Leid sich gegeben und geteilt. Längst sind nun die Scharmügel vergessen. Zurück bleibt die aus kleinen oder wichtigen Begegnungen und Aeußerungen gefügte Gestalt jeder Seele. So war sie, so mußte sie sein. Jede anders, jede eine Offenbarung für sich. Und so liebt man sie. Einst konnte man ihr manches erfüllen. Wer tut es jetzt? — Möchten doch volle Hände um sie sein!

So kommt nun dieses Verzeichnis. Ob es recht empfangen und behütet wird?

B. W.

Ergebnisse des Weihnachtswettbewerbes.

Künstlergruppe a)

1. Preis: Philipp Albrecht Aschoff (Ast.)

Trostpreis: Franz Wendenburg (St.)

Künstlergruppe b)

1. Preis: Horst Schander (Dr.)

Trostpreis: Eberhard Wachsmuth (St.)

Lobende Anerkennung: Horst Ulrich Graf von Bubna-Littitz (Wet.)

Gruppe I (vor d. 1. 1. 1917 geb.)

1. Preis: Hermann Schmidt (Dr.)

Trostpreis: Richard Volkmann (Dr.)

Gruppe II (zwischen d. 1. 1. 1917—1. 1. 1920 geb.)

1. Preis: Wolfgang Dieter Schmidt (Dr.)

2. „ Kay Lorenz von Brockdorff (Ast.)

3 a. „ Gerd Dieter von Tippleskirch (Ast.)

3 b. „ Joachim Abé Lallemand (Ast.)

Trostpreise: Hermann Nicolai (Ast.)

„ Gerhard Herz-Kleptov (Wet.)

„ Erik Zahnke (Dr.)

„ Roberto Quartini (Dr.)

Lobende Anerkennung: Reinhardt Quadt (St.)
" Wilhelm Trautmann (Dr.)
" Hans Christoph von Derken (Wet.)
" Hubert von Mitzlaff (Zä.)

Gruppe III (nach d. 1. 1. 1920 geb.)

1. Preis: Paolo Quartin (Dr.)
2. " Klaus Nicolai (Ast.)
- 3a. " Holger Heile (Dr.)
- 3b. " Joachim von Schwarzkopf (Ast.)

Trostpreise: Eberhard Welt (Ast.)

" Lothar Franke (Dr.)

Lobende Anerkennung: Joachim Engel (Wet.)

" Joachim Millington-Herrmann (Wet.)



Schulchronik



Sämtlichen Heimlern der jetzigen Oberprima ist die Zulassung zur Reifeprüfung zuerkannt worden.



Die alten Kameraden



Dr. iur. Hans Sigismund vom Berge und Herrendorff (Burgund 1917—18) und Frau Irma, geb. von Dammig, geben die Geburt ihrer Tochter bekannt. (Herrendorf, Krs. Glogau.)

Günther Fehrmann (Wittelsbach 1918—22) und Frau Edith, geb. Dahlemann, teilen die Geburt ihrer Tochter Sutta mit. (Gut Bohnrade bei Lübeck.)

Alexander von Winterfeldt (Babenberg 1911—16) hat sich verlobt mit Fräulein Hilde von Guérard. (Düsseldorf, Moltkestraße 56.)

Rüdiger Graf v. d. Osten-Jannevich, Fideikommissbesitzer, (Staufen 1910—16) bringt seine Verlobung mit Fräulein Anneliese von Besser zur Mitteilung. (Groß-Jannevich b. Lauenburg, Pommern-Land.)



Mitteilungen



Am Sonnabend, dem 28. Januar 1933, begeht der Ruderverein am Arndt-Gymnasium im Festsaal der Schule sein diesjähriges

Winterfest,

wozu er seine Freunde und deren Angehörige hierdurch herzlich einlädt. (Bitte beachten: 28. Januar!! In den Jahresberichten des Vereins wurde das Datum leider vertippt.)



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 11/12 12. Jahrg. Febr./März 1933

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Jubiläumsfeier am 26.—28. Mai 33.

Festordnung.

Freitag, den 26. Mai.

Um 20 Uhr im Festsaal des Arndtghymnasiums:

Begrüßung, Aufführung eines griechischen Dramas. (Kein Eintrittsgeld.)

Sonnabend, den 27. Mai.

Um 11 Uhr: **Sedenfeier** im Festsaal des Arndt-Gymnasiums.

Die Altheimer nach dem Festakt zum Mittagessen in den Heimhäusern einzuladen, wie wir es wohl gern möchten, ist leider aus räumlichen und anderen Gründen nicht möglich. Es ist aber Gelegenheit zu einem gemeinsamen einfachen Mittagessen im „Alten Krug“ gegeben. Preis des Sedes 1.— M. Voranmeldung (unmittelbar an den Wirt) ist dringend zu empfehlen.

Um 16 Uhr: **Sportfest** der Schülerschaft auf der Spielwiese.

Abendessen ist im „Alten Krug“ zu 0,80 M zu haben. Vergleiche die vorstehende Anmerkung betreffend das Mittagessen.

Um 20 Uhr: **Gefelliges Zusammensein der Alten Arndter** im „Waldfrieden“ gegenüber Haus „Wettin“.

(Anzug beliebig, kein Eintrittsgeld.)

Sonntag, den 28. Mai.

Ab 16 Uhr: **Wiedersehensfeier** der alten **Heimler** im Schülerheim.

Zu der Frage, wie wir uns diesen letzten Teil des Festes gedacht haben, erbitten wir die freundliche Aufmerksamkeit unserer lieben Ehemaligen zu den folgenden Ausführungen.

In unserer Vorankündigung in der Novembernummer der „Dahlemer Blätter“ hieß es einfach: „Sonntag, der 28. Mai, gehört den Alt-Heimlern allein“. Wie sollten wir nun das „Programm“ dieses Tages gestalten, damit es den vermutbaren Wünschen unserer Ehemaligen möglichst entspricht?

Negativ war uns folgendes klar: Wir wollen nicht auf die offiziellen Feierlichkeiten der ganzen Arndtgemeinde am Freitag und Sonnabend nun noch einen weiteren formellen „Festakt“ der Heimgemeinde bezw. der Richterschen Stiftung folgen lassen. Was wir vom Heimstandpunkt zum Jubiläum noch Besonderes zu sagen haben, bedarf nicht der Form der Festrede, sondern es wird Ausdruck finden in einer Sondernummer der Dahlemer Blätter und vor allem in der Jubiläumsschrift. Dieses Buch wird gemeinsam vom Arndt-Gymnasium und der Richterschen Stiftung herausgegeben, weil beide Anstalts-teile, wofern man ihre innere Wesensart recht verstehen will, gar nicht als isolierte Gebilde gedacht werden können, weder pädagogisch noch historisch. Die Stiftung will die Festschrift, die an andere nur käuflich abgegeben werden kann, allen ehemaligen Heimlern zum Geschenk machen.

Mit dem Verzicht auf einen getrennten „Festakt“ des Heims ist schon gesagt, daß wir die Wiedersehensfeier der Altheimler ganz auf das Intime, Persönliche abstellen wollen, wie es dem inneren Wesen unserer Gemeinschaft entspricht.

Am Freitag und Sonnabend, namentlich am Kommerzabend, werden sich, so sagen wir uns, die Ehemaligen mit den Menschen, die ihnen einst besonders nahegestanden haben, zusammenfinden. Das werden natürlich nicht nur die alten Hauseltern und Lehrer sein, auch nicht nur die vormaligen Hauskameraden, sondern auch Klassenkameraden oder Heim-Zeitgenossen aus anderen Häusern. Mancher wird dann das Bedürfnis fühlen zu einer Aussprache in intimerem Kreise oder unter vier Augen; und wir denken uns, daß für individuelle Verabredungen zu solchen Zwecken der Vormittag und Mittag des Sonntags „programmfrei“ bleiben sollte. Am **Sonntag Nachmittag** *) von 16 Uhr an und am Abend sollen dann die Altheimler herzlich willkommenen Gäste in ihren „zuständigen“ alten Heimhäusern sein. Ein Problem bildet hier nur die Frage: Wohin gehören diejenigen Altheimler, deren vormalige Hauseltern nicht mehr unter den Lebenden weilen oder doch nicht mehr im aktiven Heimdienst stehen? Diese Frage denken wir so zu lösen, daß wir die noch dem Arndt-Gymnasium angehörenden oder von auswärts zum Jubiläum erscheinenden ehemaligen Hauseltern bitten, am **Sonntag Nachmittag** ebenfalls als Gäste in ihren vormaligen

*) Am Sonntag nachmittag soll bei genügender Beteiligung auch ein Ausflug ins Heidehaus in Autobussen stattfinden. Wer daran teilnehmen will, muß sich einige Tage vorher unter Einsendung von 4,— M Fahrkosten auf das Postcheckkonto „Oberstudien-direktor i. R. Dr. Kremmer, Berlin 280 16“ bei Herrn Direktor Kremmer in Berlin-Lichterfelde, Manteuffelstraße 10, anmelden. Dieser, hoffentlich zustande kommende, Aus-flug ins Heidehaus ist vorwiegend für Nichtheimler gedacht, weil seine zeitliche Lage mit derjenigen der Heimfeierlichkeiten unvermeidlicherweise zusammenfällt. Die Rückkehr aus dem Heidehaus ist aber so geplant, daß die etwa teilnehmenden Altheimler um 19 Uhr im Heim sein können.

Häusern zu erscheinen und dort mit ihren alten Hauskindern zusammen zu treffen. Das Haus Bollern, das 3. St. nicht in Betrieb ist, wird am Festtage für die Ehemaligen geöffnet sein. Im übrigen — es ist ja Sommer, und wir dürfen hoffen, daß das Wetter uns nicht gar zu unfreundlich behandeln wird — wird der Heimgarten von lustwandelnden Ehemaligen wimmeln, und alles was sich sucht, wird leicht einander finden können. Nachmittags sind alle lieben Gäste zu Kaffee und Kuchen eingeladen und Abends zu einem Imbiß, der allerdings — aus zwingenden küchentechnischen Gründen und des mangelnden Platzes und Geschirrs wegen — nur in Form eines kalten Büffets wird gereicht werden können. Dazu wird es in den Häusern am Spätnachmittag und zum Abend-brot vom Heim aus Bier geben. Bei Eintritt der Dunkelheit soll — um noch-mals einen Kristallisationspunkt zu schaffen, am Bade nach einigen Schwim-m-vorführungen der aktiven Zöglinge ein Feuerwerk abgebrannt werden und ein Fackelzug stattfinden. Und danach ist für diejenigen, die nicht in ihre Einzelhäuser zurückkehren wollen, gemeinsamer Treffpunkt — je nach Witterung — im Kasino oder auf der Wiese am Bade. Hier wird Nachbar Hofstein, wie sonst an den „Dahlemer Tagen“, einen Auschank bereithalten.

Ist es so in Eurem Sinne? Freilich allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die Niemand kann. Natürlich wäre dieses Programm falsch, wenn nicht die allgemeinen Feiern am Freitag und Sonnabend vorausgingen. Da das aber der Fall ist, scheint es uns, daß der oben skizzierte Plan den richtigen „heim-gemäßen“ Ausklang des Jubiläumsefestes bilden wird.

Daß wir unbedingt wissen müssen, auf wieviele liebe Gäste wir am Sonn-tag — insbesondere zum Kaffeetrinken und Abendessen in den Heimhäusern — rechnen dürfen, und daß daher eine rechtzeitige Anmeldung auf der beiliegenden Karte notwendig ist, bedarf wohl nicht besonderer Begründung. Was wir bis-her aus den Briefen der Alt-Heimler hörten, berechtigt uns zu den denkbar besten Hoffnungen. Allgemein heißt es: „Daß wir zum Jubiläum kommen, ist doch selbstverständlich“.

Kurator Dr. Richter.

Abiturienten-Entlassungsfeier.

Es war äußerlich das bekannte Bild, wie alle Ehemaligen den Tag von Dahlem in Erinnerung haben: Der Festsaal gefüllt mit Eltern, Bekannten und den Angehörigen der Schule und davor in den vordersten Bänken die langen Reihen der Abiturienten. Aber im Vergleich zu den letzten Jahren war die Festfreude weniger gedämpft durch die allgemeinen Sorgen der Zeit. Es war richtig etwas von der Feststimmung da, die zu diesem Tage gehört. — Als der Schulchor „Brüder reicht die Hand zum Bunde“ verklungen war, ging der Unterprimaner Ernst-Alchim Romber als Sprecher der Schülerschaft in seinen Abschiedsworten an die scheidenden Abiturienten auch gleich herzlich

von der Festhaltung aus: „Es ist heute keine Hoffnung da. Wir können es noch nicht richtig aufzeigen. Aber wir haben alle das Gefühl, daß wir wieder in einem Volke leben, das seine Jugend braucht, ihr Arbeit und Aufgaben stellen wird“. Zwischen kurzen Stücken von Händel, (Festmarsch aus dem Alexanderfest, Largo und Allegretto aus dem Concerto grosso) vorgetragen vom Schülerorchester unter Leitung von Herrn Musikassessor Kutta, folgten die Abschiedsreden des Abiturienten Roland Wagner (O I r g b) und des Klassenleiters der O I r g b. Nach der Aushändigung der Zeugnisse, von denen jedes, wie es bei uns lieber Brauch ist, von einem Lebenspruch begleitet war, gedachte Herr Direktor Prof. Dr. Kappus des verstorbenen Martin von Simson und gab bekannt, daß der Preis der „Martin-Eduard von Simson-Stiftung“ in Höhe von M 600 für dieses Jahr dem Abiturienten Ulrich von Stumm (Zähringen) zuerkannt worden war. Mit dem gemeinsamen Liede: „Nun danket alle Gott“ klang die Feier aus.

Die Festrede des Herrn Klassenleiters der O I r g b Dr. Wachsmuth lassen wir im ungefähren Wortlaut folgen:

Liebe Abiturienten!

Wir greifen den Gedanken des Sprechers der Schülerschaft von vorhin auf und sagen: Freude soll in dieser Stunde sein, Freude bei Euch, Euren Eltern und Mitfreude bei uns. Der Abiturienten-Entlassungstag ist das Erntedankfest der Schule. Eure geistigen und körperlichen Gaben, jahrelange Arbeit und die gemeinsame Mühe von uns allen — manchmal allerdings mehr unsere Mühe als die Eure — haben uns diesen Tag beschert. Und nun sind bei Euch die Scheuer der Seele gefüllt mit Hoffnung, Erwartung, Glauben, mit all den Kräften, die den Menschen ins Neue locken und reißen. Denn immer nach Neuem begehrt der Mensch, und das Noch-nicht-Gelebte verlangt er.

Aber es hieße dieser Abschiedsstunde ein zu leichtes Gewicht geben, wollte man sie beschränkt sein lassen auf Freude und auf die bloß hellen Gedanken, die sie gebiert. Ist doch wohl keiner unter Euch, der nichts als Freude empfinden wollte, da Ihr zum letztenmal als Schüler unter uns weilt. Nur der Gedankenkurze, der Gefühlslenge blättert die Lebensseite um, als stände nichts darin. Und nur der Unterdrückte, Verletzte, Verkannte täte es mit dem Gefühl des Aufatmens, daß eine peinigende Last von ihm gewichen sei. Es geht wohl niemand von Euch nachher die Stufen herunter, der abschütteln müßte, um für die neue Freiheit bereit zu werden. Es ist wohl niemand da, der unsern Schulturm von ferne mit dem Urteil mißt: Da steht das Haus, mit dem die Apdrückträume meiner Jugend zusammenhängen. Gewiß — der Druck der Leistung ist von der Schule niemals fortzunehmen. Wir mußten fordern, Ihr mußtet leisten. Aber darüber hinaus den seelischen Druck, wie ihn Willkür, Laune und unpersönliche Strenge hervorrufen, die dann Ohnmacht, Verbitterung und Feindschaft erzeugen, dies braucht niemand von Euch fortzuwerfen. Und so darf sich auch Wehmut in diese Schlusssunde mischen. Denn der Abschied von Dahlem — das gilt vor allem für die vom Heim — ist Trennung

von einem Stück Kindheit und Jugend. Ihr spürt es, wie Ihr etwas verliert, untwiederbringlich verliert, das im Ganzen so behütend, beschützend, helfend, beschenkend war und Euch fördern wollte im Werden nach außen und innen. Fortan wird man Euch nicht mehr fragen, wenn man Leistung von Euch verlangt — und das kennzeichnet Euren neuen Zustand, daß man nur noch Leistung von Euch verlangt — wie Euch dabei zu Mute ist. Euer Sein, Euer So-Sein interessiert nur noch im Kreise trauter Menschen, die Leistung, die Bewährung im Berufe, ist Eure Elle. Nur wenn Ihr ganz große Männer geworden seid, kommen die Biographen und stellen fest, wie es um Euch innen gestanden hat. Aber das geschieht dann *post festum*, ist höchstens noch eine späte Tröstung für das Selbstbewußtsein.

Ehe wir uns nun trennen, laßt uns noch einmal das Gedankenspinnen und Wegsuchen anheben, wie wir es in den letzten 3 Jahren in so mancher Stunde zu tun hatten. Diesmal aber nicht, wie es zum Wesen der Schule gehört, indem wir beim Vergangenen verweilen und uns von dort an die Gegenwart herantasten, sondern mit dem Gesicht in die nächste Zukunft gewandt in der Hoffnung, etwas von ihrem Grundakkord zu vernehmen. Hierfür fragen wir so: In welche Richtung geht in dem Zeitraum, der unsere absehbare Zukunft umfaßt, des Menschen liebste Hoffnung, heißester Glaube, treibendstes Muß? Um zur Antwort zu kommen, lassen wir bekannte, in der Vergangenheit entstandene Wunschbilder unserer Kultur in ihrem Wertcharakter kurz an uns vorüberziehen. Dann müssen wir sagen: Es wird kein humanistisches Zeitalter sein, in das Ihr schreitet. Das mag wie nefas klingen im Festsaal eines humanistischen Gymnasiums. Wir meinen es so: Ihr werdet wenig antreffen vom Glauben an die fast majestätisch empfundene Würde des Menschen vergangener Tage. Der stolze Hausrat an Tugenden und Kräften, mit denen er sich seit etwa 150 Jahren ausgerüstet wähnte, ist zusammengeschmolzen. Wenn F. Schiller an der Schwelle zum 19. Jahrhundert sprechen konnte: „Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige stehst Du in edler, stolzer Männlichkeit, der freiste Sohn der Zeit“, so sind wir bescheidener geworden mit dem Urteil über uns. Wir trauen unserer Menschlichkeit nicht mehr so viel zu. Wir vermögen von ihr nicht mehr zu erwarten, daß sie die Erde zu einer glückvollen Wohnstatt verwandeln könne, wenn sie nur wolle. Der Selbsterlösungsraum des Menschen ist zunächst einmal ausgeträumt. Und dies nach einem Siegeslauf des menschlichen Intellekts, der über jedes Beispiel unserer Geschichte geht. In 100 Jahren haben wir die Natur uns dienstbar machen können, wie in Jahrtausenden zuvor nicht. Aber mit dem Menschen selbst sind wir nicht weitergekommen. Vor ihm versagt der ordnende Zauberschlüssel des Verstandes, und wir sind geboren und bleiben verstrickt in Not und Trübsal, in Kampf und Vernichtung.

Es wird auch kein wissenschaftliches Zeitalter sein. Dies natürlich *cum grano salis*. Wir werden gewißlich nicht aufhören zu forschen. Wir dürfen es auch nicht. Hängt doch ein Teil der Sicherheit unseres Daseins einfach davon ab. Aber es klammert sich nicht mehr unsere tiefste Hoffnung daran. Wir

sehen in der wissenschaftlichen Leistung nicht mehr den sogenannten „Fortschritt“ mit all seinen Vorzeichen von Optimismus und rosigen Zukunftserwartungen, sondern nur Schutzmaßnahmen, bei denen Gewinn und Verlust sich die Wage halten. Es gab eine Zeit, da jubelte man über jede neue Maschine. Bei einem Millionenheer von Arbeitslosen ist das anders geworden. Die Bedeutung des Intellekts ist nur die eines Hilfsmittels des Lebens, und man hatte doch geglaubt, er könne das Leben in seine alleinige Regie nehmen, es ungefährlich machen und seiner dunklen, dämonischen Schicksalhaftigkeit entkleiden. Wir werden zwar nie aufhören, in der Wahrheit einen hohen Wert zu sehen, aber wir wissen, daß wir von der Wahrheit noch nicht leben können.

Es wird kein ökonomisches Zeitalter sein. Die Frage nach dem Reichwerden wird nur noch halblaut gestellt. Wir sind froh, wenn wir bestehen. Die individuelle Rücksichtslosigkeit des Geldverdienens ist gelähmt und zugleich geächtet. Die großen Gehäuse des Wirtschaftens, die Fabriken, haben die Arbeitenden nach Hause geschickt, die Räder stehen still. Die ganze Welt schreit nach ihrer Ankurbelung. Wer aber verfügt über die Kurbel? Die Zeit selbst hat sie uns aus der Hand genommen. Wir nennen das allgemein „Krise“ und wollen damit sagen, daß es sich nur um einen vorübergehenden Zustand handelt. Was aber muß geschehen, wenn es mehr als eine Krise ist, wenn es sich herausstellt, daß viele Räder nie wieder laufen werden, weil die Voraussetzungen nicht mehr eintreten können, unter denen man sie einst hingestellt hatte?

Liebe Abiturienten! Wir sagen dies alles nicht, um Euch etwa nutzlos zu machen. Ihr werdet viel zu tun haben nach innen und nach außen. Da fürchtet nichts. Ihr werdet vor Aufgaben und Tatsachen gestellt werden, für die Ihr in vergangener Zeit oft nicht nach Beispielen suchen könnt. Auch Euch ruft zu neuen Ufern ein neuer Tag! Auf dem Wege dahin werden Euch vor allem drei Sterne leuchten.

Euer Zeitalter wird ein nationales sein. Das Wort national hat jetzt einen tieferen Sinn als im 19. Jahrhundert, wo man außerhalb der Romantik in erster Linie bloß an Staatlichkeit dachte. Es enthält auch nichts von dem Anspruch, daß am deutschen Wesen die Welt genesen sollte. Wir haben vielmehr erfahren müssen, daß kein Volk am andern „genest“, sondern von ihm aufgesogen oder vernichtet wird. Ihr habt es selbst erlebt, wie sich die Völker voneinander abgrenzen in Feindschaft, Mißtrauen und berechnender Selbstbehauptung. Die nationale Zugehörigkeit in Sprache, Sitte und Blut folgt dem Einzelnen wie sein Schatten. Und Eure Brüder jenseits der jetzigen Grenzen haben dafür Verfolgung und Bedrückung zu erleiden. Diese unbarmherzige Abgrenzung von Volk gegen Volk, die nur die Verbindungsbrücken fühler Zweckmäßigkeit zuläßt, ist unser Schicksal. Und Ihr werdet es nur tragen und meistern, wenn Ihr sicher in all dem ruht, was unseres Volkes ist.

Euer Zeitalter wird ein soziales sein. Das Wort will mehr umfassen als jene Schutzmaßnahmen, die unser Staat seit den achtziger Jahren dem Ar-

beitenden angeheihen ließ. Es geht um die Aufgabe, dem Arbeitsvorgang seine Volksverbundenheit wiederzugeben.

Euer Zeitalter wird ein religiöses sein. Wenn die Brücken gewohnter Lebenssicherheit nicht mehr tragen, wenn der Mensch wieder fühlt, daß er weniger vermag, als er wähnte, wenn seine eigene Sinngebung des Daseins nicht mehr ausreicht, dann wird er fromm, fühlt er sich wieder als Geschöpf höheren Willens. Und dies nur kann ihn stark machen, das Leben auszuhalten.

Liebe Abiturienten, wir wissen nicht, wer von Euch berufen sein wird, bei dem Weg in die Zukunft unseres Volkes ein Fackelträger der Gedanken oder ein Schmied des Willens sein zu können. Die Güte Eurer Reifezeugnisse besagt darüber noch nichts. Das aber glauben wir, daß jeder von Euch, wenn die Stunde ihn ruft, dem Charakter nach seinen Mann stehen wird. Und wenn es sein muß, so wie jene, deren Namen auf den Euch bekannten Bronzetafeln unter der Ueberschrift stehen „Unseren Gefallenen“.

Und nun behüte Euch Gott.

Die Totengedächtnisfeier am 11. März 1933.

Die Feier wurde von Orgelspiel und Orchester eingerahmt. Herr Studienrat Dr. Christians kennzeichnete in seiner Ansprache den Geist, der die Frontkämpfer beseelt hat. Die Rednerkanzel war zum Gedächtnis der Gefallenen mit einem schlichten großen Eichenkranz und der von der Schülerschaft gestifteten schwarz-weiß-roten Flagge geschmückt, die in dieser Stunde ihre Weihe fand. Der Redner schloß mit seinem Gedicht „Kriegskameraden“, für das ihm unser Reichspräsident von Hindenburg, als er es vor 2 Jahren gehört hatte, ein eigenhändiges Dankschreiben übersandte. Es lautet:

„Nicht einer ist unter uns,
Der nicht den letzten Bissen Brot
Mit dem andern geteilt hat.
Nicht einer, der nicht dem Kameraden
Die blutende Wunde verbunden.
Nicht einer ist unter uns,
Der nicht gefühlt hätte: Bruder,
Nicht einer, dem nicht mit dem Freunde
Ein Stück seines Herzens zerriß.
Nicht einer ist unter uns,
Den nicht das Heimweh gebrannt hat
Nach seinem Vaterhaus, der Mutter, dem Kind, der Geliebten,
Nicht einer, den nicht Hunger und Durst gequält hat wie alle, — —
Kameraden des Krieges, des immer drohenden Todes,
Blutsbrüderschaft tranken wir alle.
Wir alle sind immer noch eins mit dem Heere der Toten,
Und ewig schlägt unser Herz den Takt:
Kameraden!“

Winter-Hallenwettkampfe des Heims 1933.

Das Schlußfest des diesjährigen Winter-Wettkampfes fand am 20. Februar 1933 statt, zwei Tage vor dem Beginn der Reifeprüfung, damit alle Oberprimaner noch teilnehmen und die Führung mit übernehmen konnten. Die Durchschnitts- und Einzelleistungen waren in diesem Jahre wesentlich höher als in den letzten, ein feiner Aufstieg. Nachdem der fröhliche Lärm der Turner am Abend der Preisverteilung verstummt war, sprach Herr Kurator nach Worten des Dankes von dem Auferstehen des neuen Deutschland und den Aufgaben der Jugend und dem Vertrauen, das er gerade in seine Jungen setze, deren treffliche Leistungen er an diesem Abend gesehen habe. Da leuchteten ihm alle Augen mit dem stillen Gelöbnis entgegen: „Wir werden unsern Mann stehen in dem Geiste, der uns mitgegeben ist, als echte Arndter.“ Nach dem Hoch auf die Sieger wurde noch zweier Geburtstagskinder — einer Hausmutter und eines der kleineren Jungen — gedacht. Es war ein Festabend von solcher Geschlossenheit der Gemeinschaft in echter Mischung von Fröhlichkeit und Ernst, daß wir gewünscht hätten, ihn hätten alle Leser der „Dahlemer Blätter“ mit erlebt.

Ergebnisse der Wettkämpfe.

I. Häuserfünfkampf.

Den ersten Preis und den ersten Wanderpreis errang das Haus Staufen mit 46,25 Punkten als Durchschnittsleistung der Hausangehörigen.

Den zweiten Preis und den zweiten Wanderpreis des Heims erhielt das Haus Babenberg mit 42,14 Punkten.

Das dritte Haus Dranien erhielt eine Urkunde mit 40,40 Punkten.

Die Reihenfolge der übrigen Häuser war:

4. Wittelsbach	mit 38,40 Punkten
5. Zähringen	„ 35,88 „
6. Wettin	„ 35,60 „
7. Burgund	„ 35,00 „
8. Usanien	„ 30,92 „

II. Die Einzelsieger im Fünfkampf: (Reck, Barren, Tisch, Pferd, Hochsprung)

A) Älteste Gruppe (Oberstufe):

1. Fritz Schwennicke	Haus Staufen	58,50 Punkte
2. Gerhard Langenbeck	Haus Staufen	58,00 „
3. Paul Schwennicke	Haus Staufen	57,25 „
und Karl Heinrich v. Behr-Negendank	Haus Burgund	57,25 „
4. Hermann Schmidt	Haus Dranien	54,75 „
außer Konkurrenz: Karl Ernst Büchting	Haus Staufen	54,75 „
5. Hans Hubert Lehr	Haus Burgund	53,75 „
6. Wolf Hubertus Schlabitz	Haus Dranien	53,50 „

B) Mittelstufe:

1. Hans Joachim Kothe	Haus Wittelsbach	59,00 Punkte
2. Hans Joachim Richnow	Haus Burgund	55,50 „
3. Wolf Dieter Schmidt	Haus Dranien	54,50 „
4. Dietrich Hörning	Haus Babenberg	53,00 „
5. Kurt Alfred Trautmann	Haus Dranien	51,00 „
6. Ernst Ludwig Jürges	Haus Wittelsbach	50,25 „

1. Joachim Millington-Herrmann	Haus Wettin	73,50 Punkte
2. Albrecht Hörning	Haus Babenberg	67,25 „
3. Wolfgang Wachsmuth	Haus Staufen	53,75 „
4. Paolo Quarin	Haus Dranien	51,00 „
5. Horst Sponholz	Haus Staufen	48,25 „
6. Nikolaus v. Sanko	Haus Zähringen	44,25 „



Schulchronik



14. 1.: Begrüßungsansprache eines Vertreters Danziger Studenten anlässlich ihres Deutschland-Rundfluges im Festsaal der Schule.

30. 1.—3. 2.: Schriftliche Reifeprüfung der Abiturienten.

23., 24. und 27., 28. 2.: Mündliche Reifeprüfung der gymnasialen und der beiden realgymnasialen Oberprimen. Den Vorsitz führte wieder Herr Oberstudiendirektor Professor Dr. Kappus. Sämtliche 23 zur Prüfung zugelassenen Oberprimaner des Heims haben das Reifezeugnis erworben, nämlich:

1. Bartels, Otto-Wilhelm, (Staufen) Sohn des Gutsbesizers Bartels, Bartelshof bei Calbe, Saale.
2. von Behr-Negendank, Karl-Heinrich, (Burgund) Sohn des Kammerherrn Rittergutsbesizers v. Behr-Negendank, Torgelow b. Waren, Meckl.
3. von Berg, Joachim, (Burgund) Sohn des verstorbenen Regierungspräsidenten a. D., Rittergutsbesizers Grafen von Berg, Schönfeld, Post Dauer, Uderm.
4. von Borcke, Jürgen, (Burgund) Sohn des verstorbenen Rittergutsbesizers von Borcke, Rienow b. Labes, Pommern.
5. Braun von Stumm, Ulrich, (Zähringen) Sohn des Gesandtschaftsrats Braun v. Stumm, Berlin.
6. Gottstein, Eberhard, (Wettin) Sohn des Generaldirektors Gottstein, Stettin.
7. Hammerschmidt, Gerhard, (Usanien) Sohn des verstorbenen Bankiers, Gutsbesizers Dr. Hammerschmidt, Depenau b. Wankendorf, Holstein.
8. Hecht, Siegfried, (Staufen) Sohn des Regierungsrats a. D., Rittergutsbesizers Dr. Hecht, Alt-Sammit b. Kratow, Meckl.
9. Hoffmann-Fölkersamb, Werner, (Zähringen) Sohn des Konsuls Hoffmann-Fölkersamb, Trapezunt.
10. Freiherr zu Inn- und Knipphausen, Dodo, (Burgund) Sohn des Rittergutsbesizers Freiherrn zu Inn- u. Knipphausen, Seigitz b. Regenwalde, Pommern.
11. von Kleist, Karl-Wilhelm, (Burgund) Sohn des Rittergutsbesizers Ministers von Kleist, Berlin (Gebersdorf).
12. Graf von Rindowstroem, Alexander, (Babenberg) Sohn des Rittergutsbesizers Grafen von Rindowstroem, Heiligenstein b. Wandlaken, Ostpreußen.
13. von Knobelsdorff-Brenkenhoff, Max, (Zähringen) Sohn des verstorbenen Hauptmanns Rittergutsbesizers von Knobelsdorff-Brenkenhoff, Rauden, Kr. Belgard, Pommern.
14. Langenbeck, Gerhard, (Staufen) Sohn des verstorbenen Stabsarztes Dr. Langenbeck, Berlin.
15. von Mitzlaff, Sven, (Zähringen) Sohn des Rittmeisters Rittergutsbesizers von Mitzlaff, Drosedow b. Wefenberg, Meckl.
16. Müller, Walter, (Dranien) Sohn des Bergwerksdirektors Dr. Müller, Dresden.

17. Müller-Hauff, Albert, (Burgund) Sohn des Hüttenleiters Müller-Hauff, Saporoschje, Ukraine.
18. Schlabig, Wolf-Hubertus, (Oranien) Sohn des Majors a. D. Domänenpächters Schlabig, Spahlitz, Post Dels, Schlesien.
19. Schwerdtfeger, Max, (Babenberg) Sohn des verstorbenen Rittergutsbesizers Schwerdtfeger, Nieder-Siegersdorf b. Freystadt, Schlesien.
20. Senfft von Pilsach, Max-Dietrich, (Alstalien) Sohn des Rittergutsbesizers Senfft v. Pilsach, Gr. Lublow, Post Schottshov, Pommern.
21. Szmula, Hans-Hellmuth (Oranien) Sohn des verstorbenen Rittergutsbesizers Major Szmula, Friedewalde, Kr. Grottkau, Oberschlesien.
22. Thalheim, Günther, (Wettin) Sohn des Arztes Dr. Thalheim, Berlin.
23. von Tippelskirch, Adolf-Hilmar, (Alstalien) Sohn des Rittergutsbesizers Major von Tippelskirch, Görzdorf b. Dahme, Mark.

4. 3., 11 Uhr vormittags: Entlassungsfeier für die Abiturienten. Die Abschiedsrede hielt Herr Studienrat Dr. Wachsmuth (Siehe den Bericht im Text).

11. 3.: Gedenkfeier für die im Kriege fürs Vaterland Gefallenen. Die Gedächtnisworte sprach Herr Studienrat Dr. Christians (Vgl. den Bericht im Text).

21. 3.: Schulfeier zur Eröffnung des Reichstages in Potsdam. Die Feier in der Garnisonkirche wurde durch Lautsprecher übertragen.

4. 4.: Schluß des Schuljahres.

Die alten Kameraden

Detlev Freiherr von Hammerstein-Rehewitz (Wittelsbach 1918—20) und Frau Ingeborg, geb. von der Osten, teilen die Geburt ihrer Tochter mit.

Karl-August Neumann (Wittelsbach 1912—19) in Suchow, Kreis Neustettin, verlobte sich mit Fräulein Els-Brita Hammar, Stockholm.

Günther Schallack (Oranien 1924—27) hat am 27. Febr. 33 die große medizinische Staatsprüfung bestanden.

Heinz-Sürgen Dennig (Wittelsbach 1912—20) in Suchow, Kreis Neustettin, zeigt die Geburt eines Sohnes an, er hat auch die Diplomprüfung für Landwirte in Berlin bestanden.

Erich von Schönfeldt (Wittelsbach 1924—27) hat in Leipzig die Diplomprüfung für Landwirte abgelegt. (Gulben, Cottbus-Land).

Gerd Hering aus Driesen i. d. Neumark (Zollern 1921—31) machte am 25. Febr. 33 sein pharmazeutisches Vorexamen in Stuttgart.

Erich Fehrmann (Wettin 1918—23) hat in Königsberg i. Pr. die Prüfung als Diplom-Kaufmann bestanden.

Am 21. Febr. verstarb unser alter Heimler Richard von Braunschweig (Oranien 1910—16) Leutnant a. D. des II. Drag.-Regiments, Ritter des E. K.

Herr Rittergutspächter Bruno Steinicke, Vater des Untertertianers Karl-Friedrich St., (Wittelsbach) ist am 5. Januar gestorben.